

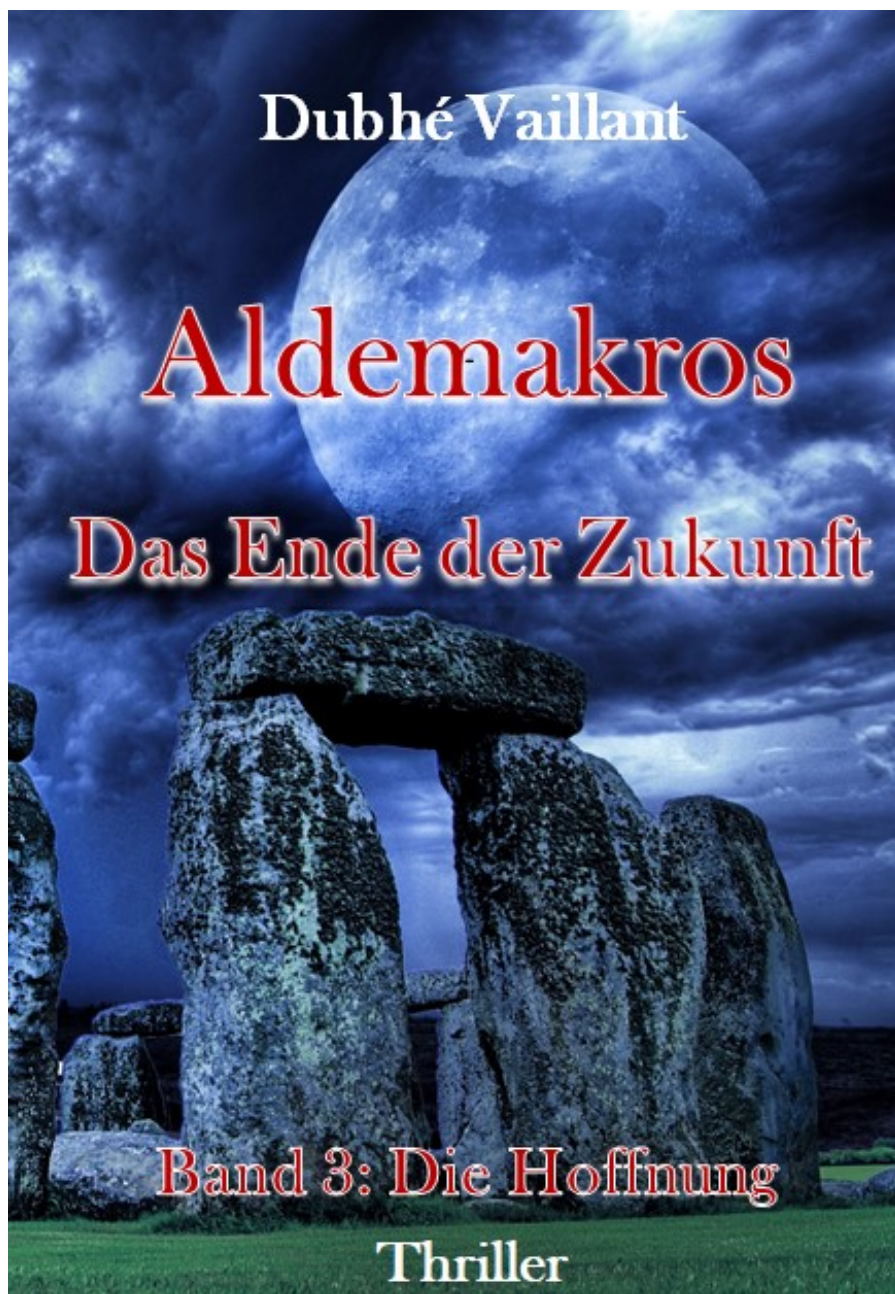
Leseprobe

Aldemakros

Das Ende der Zukunft

Band 3:

Die Hoffnung



Kapitel 9: Im Bunker

Paris, 28. Dezember 2027

»Weit mehr als eine Milliarde Menschen wurden soeben von den Aldemakros getötet«, sagte Alice zu Marie de Beauvoir, die sichtlich unter Schock stand. Dass die Aldemakros, die Boten des Herrn, so weit gehen würden, hätte Alice sich nicht vorstellen können. Sie stellte verstört fest, dass seit der Zerstörung von Washington, Moskau und der vier indischen Métropolen sich eine gewisse Lethargie bei ihr einstellte. Ob es Millionen oder Milliarden tote Menschen gab, spielte irgendwie keine Rolle mehr, es war so oder so jenseits des Vorstellbaren und des Fassbaren.

»Wie viele unschuldige Männer, Frauen und Kinder wurden von den Aldemakros wohl getötet? Waren es hundert Millionen oder gar mehr? Glaubst du wirklich, dass die Aldemakros Boten Gottes sind? Würde Gott zulassen, dass so viel Ungerechtigkeit über die Welt kommt? Und das ist sicher nur der Anfang. Wer wird als nächster sterben? Welches Land mit all den unschuldigen Menschen wird als nächstes ausgelöscht? Oder vernichten sie am Ende die ganze Menschheit?«, fragte Alice nun Marie.

Marie schwieg, dachte nach.

»Das mit deinem kleinen Bruder tut mir sehr leid«, sagte Alice nun. Sie fühlte sich nicht gut dabei, dieses Thema anzuschneiden, aber sie musste alles daran setzen, damit Marie ihnen helfen würde. Es blieb kein Platz für Sentimentalitäten. Alice wusste, dass sie Marie brauchen würden.

Marie brach in Tränen aus.

»Der Fahrer war stockbesoffen«, begann sie heulend, »und statt auf die Strasse zu schauen, schrieb er mehrere WhatsApp-Nachrichten bis er mit seinem Lieferwagen in unserer Einfahrt meinen kleinen Bruder zu Tode fuhr. Er bekam nur eine bedingte Gefängnisstrafe. Das Ganze sei ein unglücklicher Unfall gewesen. Wo bleibt da die Gerechtigkeit?«

»Bist du deshalb auf der Suche nach Gerechtigkeit und Rache?«, fragte nun Alice.

»Er kam einfach so davon. Und mein Bruder war tot!«, schrie sie förmlich in die Zelle hinein.

»Manchmal kann man sich nicht erklären, warum einige hart vom Schicksal getroffen werden und andere verschont bleiben. Der römische Kaiser Marc Aurel schrieb in seinen Selbstbetrachtungen sinngemäss, dass keinem

Menschen etwas widerfährt, das er nicht seiner Natur nach auch ertragen könnte. Einige trifft es härter, andere weniger. Aber die Götter muten uns nur das zu, was wir eigentlich ertragen und verkraften können«, versuchte es Alice mit ein paar tröstenden Worten und fragte dann: »Was ist aus dem Fahrer geworden?«

»Ich weiss es nicht, er ist dann aus unserer Stadt weggezogen, und niemand wusste, wohin es ihn verschlagen hatte. Wir haben nie mehr etwas von ihm gehört«, antwortete Marie, und Alice war überzeugt, dass sie aus ihrer Sicht die Wahrheit sagte. Alice wusste aber mehr. Lavoisier hatte herausgefunden, dass der Fahrer ein halbes Jahr danach tot in einem Strassengraben gefunden wurde. Er war nicht betrunken, und es war auch weit und breit kein Auto zu finden. Er war angeblich zu Fuss unterwegs. Offiziell war er gestürzt und hatte sich den Kopf an einem spitzen Stein so unglücklich aufgeschlagen, dass er ein Schädelhirntrauma erlitt. Als man ihn fand, kam jede Hilfe zu spät. Das war aber nicht alles. Lavoisier hatte sich den Obduktionsbericht beschafft. Es gab einen kleinen Hinweis, dass in der klaffenden Wunde des Toten auch kleine Splitter von Hickory, einem Baum aus der Familie der Walnussgewächse, gefunden wurden. Alice war diese Baumart völlig unbekannt. Aber Lavoisier erklärte ihr, dass der Baum nur in Nordamerika und Ostasien vorkommt. Sie fragte ihn damals, wozu dieses Holz verwendet wurde. Sie staunte nicht schlecht, als er ihr erklärte, dass man früher aus dem Holz des Hickorybaums auch Baseballschläger hergestellt hatte.

»Ich habe mir das Ganze anders vorgestellt. Ich war von der göttlichen Offenbarung überzeugt gewesen und empfand es als richtig, dass eine neue himmlische Ordnung entstehen würde. Die Engel des Herrn sollten doch die Guten sein. Sie sind doch diejenigen, die die Welt von der grenzenlosen Ungerechtigkeit, von allen bösen und niederträchtigen Menschen befreien und ein neues Reich Gottes errichten sollten«, sagte Marie enttäuscht.

»Aber dann ist alles anders gekommen«, sagte Alice zu ihr.

»Ja, oder ist das Ganze nicht doch eine Prüfung Gottes? Werden nur diejenigen, die standhaft im Glauben sind, bestehen?«, fragte Marie.

Alice schwieg, denn es war für sie wichtig, dass Marie selber zu einer Einsicht gelangen musste. Sie stellte den Laptop auf den Tisch.

»Stell ihn weg. Ich will den Zeitungsartikel nie mehr lesen.«

Alice schüttelte den Kopf und erklärte ihr, dass es nicht um den Zeitungsartikel ginge.

»Ich möchte, dass du dir diesen kurzen Film ansiehst«, sagte Alice.

»Worum geht es darin?«

»Das wirst du gleich selber sehen.«

Alice öffnete den Film auf dem Laptop und drückte noch auf die Pausetaste. Sie hatte ihn schon einmal gesehen und wusste danach instinktiv, dass der Film wichtig war.

»Schau dir den Film ganz genau an und schau nicht weg«, sagte sie zu Marie und es hörte sich wie ein Befehl an.

Dann drückte sie auf die Abspieltaste und der Film begann.

Marie konnte einen düsteren, im Halbdunkel liegenden Raum erkennen, der schwach durch kleine Fackeln erleuchtet wurde, die an den Wänden in eisernen Halterungen hingen. Die Person, mit deren Augen das Ganze zu sehen war, schaute an sich hinunter und man sah, dass es eine junge Frau war, die zerrissene Kleider trug und halbnackt war. Um die Hand- und Fussgelenke trug sie enganliegende Eisen. Sie musste eine Gefangene sein. Ein blutbeschmierter Tisch stand vor ihr, und der Blick der Frau wanderte an die dahinterliegende Wand, wo sie verschiedene ihr unbekannte Werkzeuge und zahlreiche Kreuze sah.

»Du weisst, was das ist?«, fragte Alice.

»Es ist eine Folterkammer, und die Frau scheint zu wissen, dass sie das nächste Opfer ist, denn sie zittert am ganzen Körper«, antwortete Marie, der es ziemlich unbehaglich wurde.

Ein Mann kam auf sie zu und schlug ihr ohne Vorwarnung brutal mit seiner Faust ins Gesicht. Sie taumelte, fiel aber nicht hin.

Marie entfuhr ein kleiner Schrei. Dann wurde die junge Frau rücklings gewaltsam auf den blutverschmierten Tisch gezerrt, der mit messerscharfen Glassplittern übersät war. Danach wurde sie mit Ledergürteln festgezurr. Sie konnte einen Schmerzensschrei nicht unterdrücken.

»Schalte aus!«, sagte Marie.

»Nein, ich will, dass du dir das alles genau ansiehst!«, antwortete Alice.

Widerwillig stimmte Marie zu.

Im Film sah man nun, wie eine in ein Priestergewand gekleidete Person sich über die junge Frau beugte und ein grosses Kreuz vor sich hielt.

»Du Hexe«, schrie er und bespuckte sie, »bekenne dich im Namen des einzig wahren Gottes schuldig, dass du mit dem Teufel im Bunde stehst, nur so kann deine Seele gerettet werden.« Obwohl die Sprache altfranzösisch war, konnten sie das meiste gut verstehen.

Die junge Frau weigerte sich, zu bekennen. Der Priester nickte zur Seite, und eine maskierte Person kam mit einem glühenden Eisen auf sie zu. Marie konnte den typischen Geruch glühenden Eisens förmlich riechen, als ob sie selber in der Folterkammer wäre.

Der Maskierte riss der Frau das Hemd vom Leib und fuhr mit dem glühenden Eisen wenige Zentimeter über ihre Haut. Die junge Frau musste die Hitze schon gespürt haben, denn sie zuckte manchmal zusammen, vermutlich dann, wenn das Eisen zu nahe kam.

»Bekenne!«, rief der vor ihr stehende Priester.

»Ich bin unschuldig« schrie die junge Frau verzweifelt.

Sie konnte den Satz kaum beenden, als der Maskierte ihr das glühende Eisen auf die nackte linke Brust drückte. Man konnte das Zischen hören, als das glühende Eisen auf ihr Fleisch traf. Marie hatte den Eindruck, dass sie den Geruch von verbranntem Fleisch wahrnehmen konnte, und zuckte selber zusammen.

Ein gellender Schrei durchdrang alles, der Priester beugte sich nochmals über sie und schrie sie ein weiteres Mal an:

»Bekenne, nur so kann deine Seele gerettet werden!«

Die junge Frau spuckte ihm ins Gesicht.

»Das sollst du vom Teufel Besessene büßen!«, rief er angeekelt. Der Maskierte gab ihm ein weiteres glühendes Eisen und er brandmarkte auch ihre rechte Brust. Wie von Sinnen schrie die junge Frau herum, denn die Schmerzen mussten unerträglich sein. Aber es war noch nicht vorbei. Ganz im Gegenteil, es war erst der Anfang.

»Willst du nun bekennen?«, sagte er in einem etwas ruhigeren und versöhnlichen Ton zu ihr. Natürlich war das Teil des ausgeklügelten Folterprozesses. Man wollte gegenüber dem Opfer eine verständnisvollere Rolle einnehmen, um danach mit aller Brutalität weiterzufahren.

»Nein«, sagte sie leise.

»Dummes Kind«, sagte der Priester. »Du wirst früher oder später sowieso bekennen.«

Sie schüttelte leicht den Kopf, hielt ihn aber sofort wieder still, denn er lag wie ihr ganzer Körper auf messerscharfen Glassplittern. Ein leises Wimmern verriet Marie, dass einer davon wohl der jungen Frau den Hinterkopf aufgeschnitten hatte.

»Weisst du, was das ist?«, fragte der Priester, der nun das Kreuz abgelegt hatte und ihr eine Art riesige eiserne Zange zeigte. Sie erinnerte Marie an eine

Grillzange. Die linke und die rechte Spitze der Zange teilten sich auf und hatten je zwei nach innen gebogene und spitz zulaufende Greifer. Er fuchtelte wild mit der Zange vor ihrem Gesicht hin und her.

»Nein«, sagte sie mit kaum wahrnehmbarer Stimme.

»Du wirst es bald am eigenen Leib spüren, du elende Hexe!«, schrie er sie unvermittelt und wutentbrannt an. Er öffnete die Zange und liess sie zu ihrer rechten Brust gleiten. Wenn die Situation nicht schon pervers genug gewesen wäre, hätte man durchaus etwas Zärtliches, Lustvolles in der Bewegung des Priesters erkennen können. Er übergab die Zange dem Maskierten, der die Spitzen der Zange in ein loderndes Feuer legte. Die junge Frau wusste nicht, dass die Folterknechte der Zange den Namen »Brustausreisser« gegeben hatten. Nun trat der maskierte Mann mit einer anderen, kleineren Zange zu ihr, die er soeben aus dem Feuer gezogen hatte. Der Priester trat zu ihr, bückte sich und sein Mund war ganz nah an ihrem Ohr.

»Schwöre dem Teufel ab, bekenne jetzt deine Schuld, oder du wirst für immer in der Hölle schmoren, denn deine Seele kann nicht mehr gerettet werden. Sag es schon!«, sagte er mit einem Flüsterton

»Nein!«, schrie sie, und es waren die letzten Worte, bevor der Maskierte ihr mit der glühenden Zange die Zunge aus dem Mund riss und zugleich ihren Mund ausbrannte. Sie schrie wie von Sinnen, und dann wurde das Bild zuerst unscharf, verschwommen und danach war nur noch dunkelste Schwärze zu sehen. Die junge Frau musste in Ohnmacht gefallen sein. Hier hörte der Film auf.

Marie schrie bei dieser Szene auf, ging zum Lavabo und musste sich übergeben.

»Warum zeigst du mir das?«, fragte sie Alice, nachdem sie sich wieder etwas erholt hatte.

»Durch die Inquisition«, begann Alice, »wurde die These bestätigt, dass nichts den menschlichen Geist mehr beflügelt als die Lust an der Grausamkeit. Es handelte sich richtiggehend um eine Leidenschaft. Die christlichen Kirchen erfanden immer neue Möglichkeiten, damit die Qualen der Inquisitionsoffer noch grösser und grausamer wurden. Es hat noch nie eine Religion gegeben, die von so viel Nächstenliebe sprach und so viel Nächstenhass praktizierte.«

»Was hat das Ganze mit mir zu tun?«, wollte Marie wissen.

Alice beantwortete die Frage noch nicht und sprach weiter:

»Ein Buch spielte dabei eine zentrale Rolle. Der Malleus Maleficarum, der in 29 Auflagen gedruckt wurde.«

»Der Hexenhammer«, antwortete Marie, denn als Religionswissenschaftlerin kannte sie das Standardwerk der Hexenverfolgung. Es ist eine Anleitung zum Aufspüren, Foltern und Bestrafen von Hexen.

»Kein anderes Buch der Menschheitsgeschichte hat wohl mehr Unheil über die Frauen gebracht als der Hexenhammer, und alles geschah im Namen des einzig wahren Gottes. Die Inquisition hat zwar den Namen geändert und nennt sich heute "Kongregation für die Glaubenslehre«, aber der inquisitorische Geist ist der gleiche geblieben.«

»Wir werden wohl nie erfahren, was aus der jungen Frau geworden ist«, sagte nun plötzlich Marie mitleidvoll und schien irgendwie an ihrem Schicksal interessiert zu sein.

»Sie hat diese grausame Folter überlebt«, antwortete Alice. »Allerdings kann ich mir auch nicht in den schlimmsten Alpträumen vorstellen, welche Höllenqualen und Schmerzen sie erlitten haben muss.«

»Woher willst du wissen, dass sie überlebt hat?«, fragte Marie.

Alice wartete mit der Antwort, schaute dabei Marie tief in die Augen und sagte dann:

»Weil ihr Blut in deinen Adern fließt!«

Kapitel 10: Im Verlies

Schloss Chambord, 28. Dezember 2027

Lavoisier hatte die Vernichtung der elf Länder auf Anweisung von Berger in seinem Verlies ansehen müssen. Er war tief betrübt, hatte allerdings erwartet, dass die Aldemakros in dieser Art ihre Macht demonstrieren würden.

»Wir haben das gegenüber den präkolumbianischen Kulturen auch so gemacht. Die Spanier haben auf Azteken und Mayas mit Kanonen geschossen, um ihre Stärke gegenüber den Ureinwohnern, die mit Blasrohren und Pfeilbogen gegen sie kämpfen wollten, zu demonstrieren. Die Aldemakros sind uns viel ähnlicher, als wir denken, auch sie schrecken vor keiner Gewaltanwendung zurück. Wie weit werden sie gehen?«, dachte Lavoisier.

»Haben Sie nun erkannt, wie gross die Macht der Boten Gottes, der Racheengel des Herrn, ist?«, fragte ihn die vertraute Stimme Bergers.

»Sie meinen die Macht der Aldemakros«, antwortete er herausfordernd.

»Dr. Lavoisier, wann werden Sie endlich begreifen, dass sie da sind, um die Rückkehr des Königs der Könige, unseres Herrn Jesus Christus, vorzubereiten?«

»Glauben Sie wirklich, dass Jesus Christus es zulassen würde, dass Milliarden von Menschen zu seinem Ruhm getötet werden? Erkennen Sie nicht, dass Sie von Gabriel nur benutzt werden? Er wird bis auf wenige alle Menschen töten lassen. Sie sind ein Handlanger des wahren Bösen!« antwortete er Berger.

»Sagen Sie mir nun, was Gabriel wissen will. Wie haben Sie herausgefunden, dass es unter den Pyramiden ein altes Kontrollzentrum gibt.«

»Ich habe schon mehrmals erklärt, dass ich dazu nichts zu sagen habe«, antwortete Lavoisier.

»Geben Sie uns die gewünschte Information, und wir lassen Sie als freien Mann ziehen.«

»Sie haben schon besser gelogen«, sagte Lavoisier zu Berger. »Wir beide wissen, dass Sie mich weder ziehen lassen noch verschonen würden, wenn ich Ihnen die gewünschte Information gäbe.«

Lavoisier kamen plötzlich zahlreiche Berichte mit entsprechenden Verhörmethoden in den Sinn. Bei keinem war es für das Opfer gut herausgekommen.

»Wie weit würden sie wohl gehen? Würden sie mich foltern?«, fragte er sich selbst, und der Gedanke gefiel ihm ganz und gar nicht.

»Gabriel verlangt, dass wir alles daran setzen, um an diese Information heranzukommen. Wir können es auf die sanfte oder auf die harte Tour machen«, erklärte ihm Berger mit einem Lächeln im Gesicht. »Allerdings würde ich gerne die gewünschte Information aus ihnen heraus prügeln, wie es ein Feind des einzig wahren Gottes nicht anders verdient hat.«

»Haben Sie sich nicht auch schon gefragt, warum Gabriel die Antwort nicht schon lange weiss? Wenn er so viel Macht hat und ein Bote Gottes ist, warum hat er dann nicht meine Gedanken gelesen, so wie die Ihren. Wissen Sie, was Gabriel mit Ihnen machen wird, wenn Sie für ihn keinen Nutzen mehr haben?«, versuchte er Berger zu provozieren.

»Er wird mich immer brauchen, und ich werde der Anführer der Menschen sein.«

»Kommen Sie schon, Berger. Wir wissen, dass Sie das Gespräch belauscht haben. Sie haben mit angehört, wie Gabriel mir Ihren Job anbot. Und noch etwas: Gabriel weiss, dass Sie ihn belauscht haben«, versuchte nun Lavoisier ihn in die Enge zu treiben.

Zum ersten Mal spürte Lavoisier, dass Berger ganz leicht verunsichert war, auch wenn dieser es zu überspielen versuchte, so konnte er es dennoch wahrnehmen.

»Gabriel wollte Sie nur testen, ob Sie zu Höherem berufen sind. Ihre Ablehnung hat ihm gezeigt, dass Sie weder ein Berufener noch ein Auserwählter sind.«

»Dass Sie sich das so zurechtlegen, enttäuscht mich. Sie mögen ja alle anderen belügen, aber dass Sie sich selbst belügen, zeigt mir, dass Sie nicht würdig sind, für die Menschheit zu sprechen. Ich glaube, dass Gabriel genau das herausfinden wollte, und nun wird er es wissen.«

Berger war ausser sich vor Wut. Er tobte, schrie Lavoisier an, nahm den erstbesten Gegenstand zur Hand, was die Fernbedienung des Fernsehers war, und warf sie Lavoisier an den Kopf.

»Bring ihn zu mir«, hörten beide die Stimme von Gabriel in ihren Köpfen, und Berger zuckte zusammen.

»Ich habe die Aufforderung auch gehört«, sagte Lavoisier. »Hören Sie zu, Berger. Sie mögen von ihrer Religion überzeugt sein. Das respektiere ich. Aber hier geht es um mehr als Religion. Gabriel ist kein Bote Gottes. Er und seine Aldemakros werden uns Menschen versklaven und diejenigen, die sie nicht benötigen, werden sie vernichten. Noch haben wir vielleicht eine

Chance, die Menschheit zu retten. Ich habe in seinen Erinnerungen gelesen. Ich habe gesehen, was sie mit unterlegenen Spezies machen. Helfen Sie uns, und man wird in der Zukunft nicht vom Verräter, sondern vom Helden Berger sprechen.«

»Sie sind wahrhaft ein Teufel, der es wagt, so vom Herrn und seinen Boten zu sprechen«, antwortete Berger.

Lavoisier wurde wiederum zu Gabriel gebracht. Berger fragte sich, ob er ihn diesmal wieder nach draussen schicken würde. Er war überzeugt, dass Gabriel Lavoisier nur hatte prüfen wollen, deshalb hatte er ihm die Führung der Menschheit angeboten. Er liess sich nichts anmerken, obwohl ein ganz kleiner Zweifel in ihm hochstieg, den auch Gabriel wahrnahm.

»Warum weiss ich immer noch nicht, wie Sie das alte Kontrollzentrum gefunden haben«, sagte Gabriel zu Lavoisier, sah aber dabei Berger missmutig an.

»Er will nicht reden und wir wollten gerade mit anderen Methoden anfangen, als du uns gerufen hast«, versuchte Berger zu beschwichtigen.

»Diese unterwürfige Art, die allen Gläubigen innewohnt, geht mir langsam auf die Nerven«, dachte Lavoisier.

»Ich sehe, du hast versagt«, sagte Gabriel zu Berger. »Ich werde nun die Sache selber in die Hand nehmen.«

Gabriel hatte in der Zwischenzeit nachgedacht. Eigentlich war es ihm mittlerweile nicht mehr so wichtig, wie Lavoisier und seine Mitarbeiter herausgefunden hatten, dass unter den Pyramiden ein altes Kontrollzentrum lag. Ihn beschäftigte vielmehr die Frage, warum Lavoisier in der Lage war, seine Gedanken zu lesen, und Einblick in seine Erinnerungen hatte. Lavoisier war doch ein Mensch, und diese waren ausserstande, Gedanken von Aldemakros zu lesen. »Wieso konnte er es aber dennoch?«, fragte sich Gabriel. Während sich Berger im Verlies mit Lavoisier beschäftigte, durchsuchte Gabriel in der Zwischenzeit das zentrale Datacenter der Aldemakros, das sich auf dem grossen Raumschiff neben dem Schloss befand. Er fand zwar nicht, warum ein Mensch in der Lage war, Gedanken von Aldemakros zu lesen, aber was er fand, beruhigte ihn wieder einigermassen. Er las, dass es auch schon auf anderen Planeten Individuen gegeben hatte, die über solche Fähigkeiten verfügten. Er wusste nun, was der tun musste, damit Lavoisier niemals mehr in den Besitz seiner Gedanken und Erinnerungen gelangen konnte.

»Setzen Sie sich, Dr. Lavoisier«, sagte Gabriel laut und versuchte sofort seine Gedanken zu lesen, aber ohne dass Lavoisier etwas von sich aus tat, gelang es Gabriel wiederum nicht. Ganz im Gegenteil spürte er, wie wiederum Lavoisier in seine Gedankenwelt eintauchte, was ihm überhaupt nicht behagte und ihn zornig werden liess.

»Dr. Lavoisier«, sagte er und merkte, dass Lavoisier nicht mehr in seinem Kopf nach Erinnerungen suchte, als er seinen Namen rief.

»Sagen Sie uns einfach, wie Sie es herausgefunden haben. Das ist Ihre letzte Chance.«

»Dazu gibt es nichts mehr zu sagen«, antwortete Lavoisier.

»Sie haben es nicht anders gewollt«, sagte Gabriel und erhob sich. Die Farbe seines Körpers änderte sich schlagartig und pulsierte auch viel schneller. Lavoisier spürte, dass er in grosser Gefahr war. Gabriel sah ihm tief in die Augen und versuchte ein letztes Mal, in seine Gedanken vorzudringen. Aber auch diesmal gelang es ihm nicht. Lavoisier hatte keine Ahnung, weshalb Gabriel es nicht konnte, denn er selber unternahm nichts, um dies zu verhindern. Es geschah einfach. Später würde er erfahren, warum dem so war. Gabriel hob seine Hände. Lavoisier wollte noch wegschauen, aber es war zu spät. Das Letzte, was er noch sehen konnte, waren zwei unendlich helle Blitze, die von Gabriels Augen ausgingen und direkt in seine Augen gelangten. Ein noch nie dagewesener brennender Schmerz ging von seinen Augen aus. Es fühlte sich an, als ob jemand mit einem glühenden Messer in seine Augen gestochen hätte. Er stöhnte vor Schmerzen und brach fast zusammen. Aber er wollte Gabriel diesen Gefallen nicht tun und riss sich zusammen.

Er dachte an die Schmerzen, die Aisha und das ungeborene Kind haben mussten, als sie damals in Ägypten durch die Bombe zerfetzt wurden. Der Gedanke an sie liess seine Schmerzen kleiner werden. Nachdem der erste Schmerz ein wenig nachgelassen hatte, versuchte er sich im Zimmer umzusehen. Alles war dunkel, schwarz wie die Nacht. So eine Dunkelheit hatte er noch nie erlebt.

»Bringt Dr. Lavoisier in sein Verlies zurück! Er wird Zeit zum Nachdenken brauchen«, hörte er Gabriel spöttisch sagen, der, vom Klang der Stimme her, genau vor ihm stehen musste.

»Kommen Sie, Lavoisier, ich bringe Sie weg!«, hörte er nun auch Berger neben sich sagen, dessen Stimme ihm Verunsicherung und Angst verriet.

Aber er konnte auch ihn nicht sehen. Er musste sich vor Schmerz winden, und dann stieg augenblicklich Panik in ihm auf. Er fuhr mit seinen Fingern über sein Gesicht.

»Die Finger fühlen sich nicht feucht, nicht nass an. Ich blute also nicht«, dachte er. Zitternd drangen seine Finger zu seinen Augen vor. Eine schreckliche Vermutung beschlich ihn, die augenblicklich in Gewissheit umschlug. Da, wo vorher seine beiden Augen waren, spürte er nur gähnende Leere.

Kapitel 11: Der Entscheid

Paris, 28. Dezember 2027

Es war nun kurz vor 20:00 Uhr, und Marie weinte hemmungslos. Sie konnte sich kaum beruhigen und starrte auf den Laptop, obwohl sie nur einen schwarzen Bildschirm sehen konnte. »Marie, das geschah alles im Namen eines Gottes. Hast du gesehen, was für schreckliche Dinge sie der jungen Frau angetan haben? Ohne sie würde es dich gar nicht geben. Und nun bist du auf der Seite derer, die sie derart gequält haben. Du bist jetzt selber eine Handlangerin der Ungerechten. Hätte die junge Frau gewusst, dass ein paar Jahrhunderte später jemand aus ihrer Nachkommenschaft wiederum im Namen des gleichen Gottes dazu bereit sein würde, Unschuldige zu opfern, dann hätte sie sicher keine Kinder in die Welt gesetzt«, sagte Alice in einem sachlichen, aber bestimmten Ton zu Marie.

Der RNA-Film und vor allem Alices Worte setzten Marie schwer zu. Mit Entsetzen musste sie erkennen, was sie mit ihrem Verrat angerichtet hatte. Sie wollte doch auf der Seite der Guten sein. Aber die vermeintlich Guten hatten mehr als eine Milliarde Menschen umgebracht.

»Marie, sie werden nicht aufhören, bis die ganze Menschheit versklavt ist und diejenigen, die sie nicht brauchen, getötet sind«, sagte Alice.

»Es ist zu spät. Niemand kann sie mehr aufhalten«, schluchzte Marie, und erst jetzt fiel ihr auf, dass seinerzeit zahlreiche deutsche Parolen und Hakenkreuze in der Zelle angebracht worden waren.

»Es ist erst dann zu spät, wenn das Herz des letzten Menschen aufgehört hat zu schlagen. So lange besteht Hoffnung«, antwortete Alice und wollte Marie etwas Mut machen.

»Es gibt keine mehr. Das alte Kontrollzentrum unter den Pyramiden war die letzte Hoffnung. Es wurde komplett zerstört. Niemand kann die Aldemakros jetzt mehr aufhalten.«

Alice fiel auf, dass Marie nicht mehr von den Boten Gottes, sondern von den Aldemakros sprach. Sie musste es nun riskieren und sprach Marie direkt an.

»Wir brauchen deine Hilfe.«

»Wozu braucht ihr meine Hilfe? Es ist alles verloren. In wenigen Tagen werden die Aldemakros alles kontrollieren und anfangen, das neue Jerusalem aufzubauen«, antwortete Marie und betonte »das neue Jerusalem« mit einem spöttischen Unterton.

»Willst du mithelfen, sie zu besiegen?«

»Wie willst du das anstellen? Du hast doch gesehen, über welche Möglichkeiten sie verfügen«, sagte Marie resigniert.

»Wenn ich in meinem Leben etwas gelernt habe, dann, dass jedes System eine Schwachstelle hat. Die Aldemakros haben auch eine.«

»Das alte Kontrollzentrum war ihre Achillesverse. Aber es existiert nicht mehr«, sagte Marie.

»Wir wissen mehr, als du ahnst. Vielleicht könnten wir das Wissen nutzen, um sie zu besiegen. Aber wir brauchen dazu Lavoisier.«

»Er wird im Schloss Chambord gefangen gehalten.«

»Hilf uns, ihn zu befreien. Dir werden sie vertrauen. Man kennt dich im Schloss, und du würdest möglicherweise einen Weg finden, wie wir ihn da rausholen könnten«, bat Alice.

»Ich denke, dass ich da reinkomme. Aber ob es mir gelingt, ihn zu befreien, wage ich zu bezweifeln. Er wird sicher gut bewacht.«

»Und wenn du den Wachen mitteilst, dass du Lavoisier zu deinem Onkel, dem Grossmeister der Bruderschaft des reinen Herzens, bringen musst?«

»Könnte klappen. Aber wie bringe ich ihn dann raus?«, sagte Marie und schaute Alice fragend an.

»Dafür haben wir vielleicht einen Spezialisten«, antwortete Alice. »Ich muss aber wissen, ob du mitmachst oder nicht. Bevor du antwortest, musst du noch wissen, dass du, unabhängig davon, wie du dich entscheidest, die Zelle als freie Person verlassen kannst.«

Marie sah Alice ungläubig an und fragte:

»Warum lässt du mich gehen? Ich habe euch alle verraten.«

»Weil du unsere letzte Chance bist. Du suchst Gerechtigkeit und Rache für deinen kleinen Bruder. Nun hast du die Möglichkeit dazu, Gerechtigkeit walten zu lassen. Hilf uns und der Menschheit! Lavoisier bat mich noch, dir etwas auszurichten.«

»Und das wäre?«, fragte Marie mit einem suchenden Blick.

»Der Mann, der deinen kleinen Bruder zu Tode gefahren hatte, starb ein halbes Jahr später ebenfalls. Offiziell hatte er einen Unfall. Er schlug mit seinem Kopf auf einen spitzen Stein auf, als er gestürzt war. Als man ihn fand, war er schon tot. Lavoisier hat aber herausgefunden, dass er in Tat und Wahrheit mit einem Baseballschläger erschlagen wurde.«

»Auge um Auge, Zahn um Zahn«, zitierte sie die Bibel und wusste selber nicht genau, wieso ihr genau diese Worte über die Lippen kamen.

»Hilf uns!«, sagte Alice. »Ich will daran glauben, dass die Menschen vielleicht doch noch eine Chance haben.«

Marie war hin- und hergerissen. Sie war sich bewusst, dass falsche Ideale sie zur Verräterin gemacht hatten. Wenn sie aber nun Alice und dem Team helfen würde, wäre das Verrat an ihrem Glauben und an ihrer ursprünglichen Überzeugung. Alice bemerkte, dass Marie mit sich rang. Sie wollte sie gerade mit Worten nochmals zu überzeugen versuchen, aber irgendetwas hielt sie zurück.

»Sie muss selber wissen, welchen Weg das Schicksal für sie vorgesehen hat«, dachte Alice, stand auf und wollte ihren Laptop einpacken. Dabei drückte sie unbeabsichtigt den Abspielknopf des RNA-Films. Unmittelbar danach begann der Film und Marie starrte mit weit aufgerissenen Augen die junge Frau an, nun im Wissen darum, dass sie eine Urahnin von ihr war.

Nachdem ihn Berger zurückgebracht hatte, befand sich Lavoisier wieder in seinem Verlies. Er setzte sich auf sein Bett und wollte nachdenken. Aber er spürte, wie der brennende und pulsierende Schmerz jegliches Denken verunmöglichte.

»Nehmen Sie jede Stunde eine davon«, hörte er Berger im Hintergrund sagen, denn sehen konnte er ihn nicht.

»Es sind sehr starke Schmerzmittel. Wenn die Schachtel leer ist, rufen Sie den vor ihrer Türe postierten Wachmann. Er wird Ihnen weitere Tabletten bringen.«

»Danke«, sagte Lavoisier kaum hörbar, schluckte eine erste und trank ein halbes Glas Wasser.

Berger verliess den Raum, und Lavoisier hörte, dass ein Riegel vorgeschoben wurde. Ein Klicken verriet ihm zudem, dass die schwere Türe danach abgeschlossen wurde.

Bergers Gedanken kamen nicht zur Ruhe.

»Warum in aller Welt hat Gabriel das getan?«, fragte er sich. »Geht von Lavoisier eine so grosse Gefahr aus? Und wieso wusste er, dass ich das Gespräch von Gabriel und ihm belauscht hatte?«

Fragen über Fragen stellte er sich. Aber er kam zum Schluss, dass letztlich alles zum Wohle des einzig wahren Gottes geschehen würde und die Wege des Herrn in der Tat unergründlich waren.

»Es ist alles eine Prüfung Gottes. Nur die Standhaften werden belohnt werden. Wenn ein Bote des Herrn sich veranlasst sah, so zu handeln, wie Gabriel gehandelt hatte, dann wusste er, warum, auch wenn uns der tiefere Sinn verborgen bleibt«, rechtfertigte Berger die ganze Situation, obwohl ihn ein mulmiges Gefühl beschlich.

»Ich habe keine Augen mehr und werde niemals mehr sehen können«, drang ein Gedanke mit voller Wucht in Lavoisiers Bewusstsein. Vermutlich hätte er jetzt geweint, aber da er nunmehr keine Augen hatte, blieb ihm dies erspart. Er legte sich auf sein Bett und versuchte, in Gedanken einen Punkt an der Decke zu fixieren. Er war erstaunt, dass ihm das auch ohne Augen gut gelang. Er konzentrierte sich auf ihn, verlangsamte seine Atmung und spürte, wie auch sein Puls wieder langsamer und rhythmischer zu schlagen begann. Es hatte eine beruhigende Wirkung auf ihn. Eine Viertelstunde später liess der Schmerz nach und Lavoisier schrieb das nicht nur der Wirkung der Tabletten zu. Er konnte wieder klar denken.

»Warum hat er mich nicht einfach getötet?«, fragte er sich. Lavoisier analysierte verschiedene Szenarien und kam zum Schluss, dass Gabriel ihn noch brauchen würde. Aber es dauerte eine Weile, bis er begriffen hatte, weshalb Gabriel seine Augen verbrannt hatte.

»Er will damit verhindern, dass ich in seine Erinnerungen vordringen und seine Gedanken lesen kann«, resümierte Lavoisier.

Da er sehr müde wurde, wollte er die Augen schiessen, merkte aber sofort, dass er keine Augen zum Schliessen mehr hatte. Er wurde wütend und zornig. Aber er wusste, dass er sich unter Kontrolle halten musste. Schliesslich hatte er noch eine Mission zu erfüllen: Die Menschheit von den Aldemakros zu befreien.

»Ich muss hier raus«, war der letzte Gedanke, bevor er einschlief.

»Hast du dich entschieden?«, fragte Alice zur gleichen Zeit Marie in Paris. Marie schaute Alice tief in die Augen.

»Ihr Blick hat etwas Kämpferisches und Unnachgiebiges«, dachte Alice.

»Ja, ich habe mich entschieden.«

»Und?«

»Ich werde euch helfen!«

»Ich danke dir, Marie«, sagte Alice erleichtert.

»Wie sieht euer Plan aus?«

»Den können wir gleich besprechen, aber als erstes müssen wir hier weg. Die Hakenkreuze ertrage ich nicht länger.«

Als sie den alten Bunker verlassen hatten, wehte ihnen ein eiskalter Wind entgegen. Er kam vom Meer, und entsprechend feucht war die Luft. Alice, Marie und Sarrasin stiegen in einen bereitstehenden Mercedes ein und fuhren los.

»Guten Abend, Alice«, sagte Charles in einem freundlichen Ton.

»Guten Abend, mein lieber Freund«, antwortete sie Charles, denn sie wollte seinen Namen nicht preisgeben.

»Es ist soweit alles vorbereitet. Wir fahren direkt zur Mietskaserne«, erklärte er.

»Sehr gut, sind die andern auch schon dort?«, wollte Alice wissen, und Charles nickte zustimmend.

Der Wagen fuhr in ein altes und heruntergekommenes Industrieareal, das Charles liebevoll Mietskaserne nannte. Sie verliessen den Wagen, und ohne sich genau umzusehen, stiegen sie zielstrebig die Treppe in den zweiten Stock hoch, öffneten eine dicke Türe und traten in einen schwach beleuchteten Raum ein, den man von aussen nicht sehen konnte. Charles fuhr mit dem Wagen wieder fort und würde zu einem späteren Zeitpunkt zurückkommen.

»Hallo, Marie«, sagte Robert Bruce zu ihr und konnte einfach nicht anders, als sie an sich zu drücken und zu umarmen.

»Ich wusste, dass du uns helfen wirst«, flüsterte er ihr zu.

Die anderen empfingen sie nicht so herzlich, respektierten aber, dass sie die Seiten gewechselt hatte und ihnen nun helfen wollte.

Marie bemerkte, dass alle anwesend waren. James Woods, der Kryptologe, John Melling, der Tauchexperte, Helen Moody, die Astrophysikerin, Robert Bruce und Militärattaché Albert Delacroix.

Alice fasste kurz den aktuellen Stand zusammen und bat nun Sarrasin, den ausgeheckten Plan allen zu erläutern. Es gab nur wenige Fragen, und sie einigten sich auf den festgelegten Zeitplan. Dank Marie hatten sie einen Überblick über die zeitlichen Gewohnheiten des Grossmeisters erhalten. Auch wusste sie, dass Gabriel den Morgen auf dem Raumschiff verbrachte und normalerweise erst gegen Mittag ins Schloss zurückkehrte. Dann wären sie

jedoch schon wieder weg. Sie vereinbarten, dass sie sich alle wieder in der Mietskaserne einfinden würden, egal wie die Mission ausging. Spätestens um 16:00 Uhr müssten aber alle diejenigen, die die Mietskaserne erreicht hätten, in Richtung Italien aufbrechen. Alice gab allen eine Adresse im Piemont im Norden Italiens bekannt.

»Ihr werdet dort eine unscheinbare Scheune vorfinden. Aber der Schein trügt. Es ist der Eingang in eine alte Festungsanlage, die ein Bekannter Lavoisiers gekauft hat. Dort sind wir sicher, und weitere Verbündete warten in der Anlage auf uns. Damit ihr eintreten könnt, braucht ihr einen Sicherheitsausweis und ein euch zugewiesenes Passwort. Merkt euch den zwölfstelligen Code«, erklärte Alice und gab jedem einzelnen Teammitglied den Sicherheitsausweis und das entsprechende Passwort, das sie auf einem kleinen Zettel einsehen konnten. Alice gab ihnen fünf Minuten Zeit, um das Passwort auswendig zu lernen, sammelte danach die kleinen Zettel wieder ein und nahm sie zu sich. Die Sicherheitsausweise sahen unverfänglich aus. Sollte jemand von ihnen erwischt werden, würden die Kontrolleure den Sicherheitsausweis wohl kaum beachten, denn er sah wie ein Mitgliederausweis einer Pariser Bibliothek aus.

»Sind eure Aufgaben klar?«, fragte Alice, und alle nickten.

»Befreien wir Lavoisier und holen ihn da raus!«, sagte James Woods, und alle stimmten ihm zu.

»Gut«, sagte Alice so, wie es Lavoisier getan hätte, und allen war die Symbolik dieses »Gut« bewusst.

Kapitel 12: Im Schloss

Schloss Chambord, 29. Dezember 2027

Lavoisier hatte schlecht geschlafen. Als er erwachte, fragte er sich, wie spät es wohl sei. Es roch nach Staub, Schweiß und verbranntem Fleisch in seinem Verlies. Dass es bereits acht Uhr am Morgen war, wusste er nicht. Auch konnte er nicht wissen, dass seit sechs Uhr auf der ganzen Welt keine privaten Kommunikationsmöglichkeiten mehr bestanden. Nur Unternehmen wie Fluggesellschaften, Logistikfirmen und öffentliche Betriebe wie Spitäler, Verwaltungen und Polizei funktionierten. Nicht nur sämtliche Mailsdienste, alle sozialen Medien und Suchmaschinen waren ausser Betrieb, sondern auch alle Cloudservices, Webanwendungen und die gesamte globale Mobil- und Festnetztelefonie waren lahmgelegt. Aber die Aldemakros hatten darauf geachtet, dass alle Unternehmen, die mit der Grundversorgung der Menschen etwas zu tun hatten, funktionierten. Anstelle der Telefonie hatten die Aldemakros zusätzliche Fernsehkanäle freigeschaltet, die eine Einwegkommunikation von ihnen zu den Menschen ermöglichten.

»Die Schmerzen sind dank den starken Tabletten erträglich«, dachte Lavoisier.

Er konnte der Versuchung nicht widerstehen und tastete seine leeren Augenhöhlen ab.

»Die Blitze haben alles in Nichts aufgelöst. Keine Narben, keine Schürfungen, einfach alles war weg, wie weggeschmolzen«, dachte er und spürte, wie eine innere Wut Besitz von ihm ergriff. Er stellte sich vor, wie er wohl aussehen mochte, und bei diesem Gedanken wurde ihm übel.

»Wie würde Alice darauf reagieren, wenn sie mich ohne Augen sehen würde? Wäre sie schockiert? Wäre unsere junge Liebe bereits zum Scheitern verurteilt? Wer will schon etwas mit einem Blinden anfangen?«, quälten ihn aufkommende Fragen.

»Ich muss an etwas anderes denken. Fokussiere dich auf die Aldemakros!«, sagte er zu sich selber.

In Gedanken ging er nochmals die Gespräche mit Gabriel, Berger und diejenigen der Fernsehübertragungen durch. Am stärksten in Erinnerung waren ihm die durch die Aldemakros versklavten menschenähnlichen Wesen geblieben, die er in den Gedanken von Gabriel sehen konnte.

»Sie brauchen aus irgendeinem Grund Sklaven«, dachte er.

»Zwölf Aldemakros, zwölf Provinzen«, fasste er seine Gedanken kurz zusammen. Da lief ihm ein Schauer über den Rücken. Er versuchte sich an den Text der Offenbarung des Johannes zu erinnern. Es war das erste Mal, dass er bemerkte, dass er sich ohne Augen schneller an Details erinnern konnte.

»144‘000 Gottesknechte aus allen Stämmen Israels bekommen ein Siegel auf die Stirn. Eine unzählige Menschenschar aus allen Nationen sammelt sich mit Palmzweigen um den Thron Gottes, und es weidet sie das Lamm.«

Und weiter:

»Das Lamm steht auf dem Berg Zion. Bei ihm sind 144‘000 Menschen, die seinen und seines Vaters Namen auf der Stirn tragen. Die 144‘000, die jungfräulich sind, singen vor dem Thron Gottes ein neues Lied, das nur sie lernen konnten.«

»In den Ländern, die durch einen der zwölf Aldemakros beherrscht werden, entstehen zwölf Provinzen. Also zwölf Länder mal zwölf Provinzen ergibt 144 Provinzen. Das heisst, dass jede Provinz noch tausend Menschen haben wird, was zusammengezählt die in der Bibel festgeschriebenen 144‘000 Menschen ergibt.«

Lavoisier war niedergeschlagen, denn er war überzeugt, dass die Aldemakros nur etwa 150‘000 Menschen brauchen würden. Er fragte sich, was mit all den anderen geschehen würde, dabei kamen ihm die Bilder von Washington und Moskau in den Sinn, und er ahnte Schlimmes.

Charles fuhr Alice, Marie, Robert Bruce und Sarrasin im gleichen Mercedes Richtung Süden, Richtung Schloss Chambord. Die Autobahn war so gut wie menschenleer, was nicht erstaunlich war, denn schliesslich war es kurz vor drei Uhr in der Nacht. Sie hatten bereits die Ausfahrt A10 Richtung Mer/Chambord genommen. Ihr Plan sah vor, dass sie vor der Überquerung der Loire im nördlichen Industriequartier von Mer bei einem Freund von Charles anhielten, um sich ein paar Stunden Schlaf zu gönnen und sich dann für den letzten Teil ihrer Mission vorzubereiten. Sie bogen in die Rue des Brossillons ein und fuhren in eine grosse Halle. Ein paar Kilometer hinter ihnen fuhr ein anderer, ein fensterloser Lieferwagen, in dem das restliche Team Sargon sass. Auch sie trafen wie geplant am vereinbarten Treffpunkt ein. Dass nochmals ein paar Kilometer dahinter ein weiterer Wagen mit Regierungskennzeichen den gleichen Weg nahm, wusste allerdings niemand.

Auch konnten sie nicht wissen, dass die Befreiungsaktion ohne das andere Fahrzeug anders herausgekommen wäre.

»Legt euch hin«, erklärte Sarrasin, der die Mission leitete. Wir haben bis zur Einsatzbesprechung noch vier Stunden Zeit. Punkt 7:00 Uhr erwarte ich euch. Alle legten sich auf bereitgestellte Matratzen, zogen eine Wolldecke über sich und versuchten zu schlafen, was allerdings den wenigsten gelang. Zu gross waren die Aufregung und die Wichtigkeit ihrer Mission.

»Nein, Alain, ich will mit ihm reden«, sagte der Innenminister Robin zu Berger.

»Das wird er nicht erlauben. Er ist immer noch wütend wegen Lavoisier«, antwortete Berger ihm.

»Was ist mit Lavoisier? Ich weiss ja, dass er bei euch ist.«

»Lavoisier sitzt im Verlies. Es gab eine grössere Auseinandersetzung zwischen Gabriel und ihm. Lavoisier glaubt nach wie vor nicht daran, dass die Aldemakros Boten Gottes sind. Sie waren nicht der gleichen Meinung und sind sich verbal in die Haare geraten«, antwortete Berger. Dass Lavoisier keine Augen mehr hatte, verschwieg er tunlichst. Auch dass Gabriel Lavoisier seinen Job angeboten hatte.

»Arrangiere das bitte für mich!«, bat Robin.

»Ich werde schauen, was ich tun kann.«

»Seid ihr soweit?«, fragte viertel vor acht Sarrasin die Mitglieder des Teams Sargon.

Alle nickten. In der letzten halben Stunde waren sie, nachdem sie ein kleines Frühstück zu sich genommen hatten, nochmals Punkt für Punkt der Befreiungsaktion durchgegangen. Alice hatte nochmals erklärt, dass, egal, wie die Aktion herauskomme, sie sich in der Mietskaserne in Paris treffen würden. Von dort aus ginge die Reise ins Piemont weiter.

»Vergesst die Sicherheitsausweise und das Passwort nicht«, ermahnte sie alle.

Marie und Sarrasin stiegen in den Mercedes ein, den Charles fuhr. Im Lieferwagen, der von Robert Bruce gesteuert wurde, folgten Alice, James Woods und John Melling in gebührendem Abstand. Helen Moody und Militärattaché Albert Delacroix blieben in einem zur Verfügung gestellten kleinen Büro in der Halle zurück. Sie sollten später von Charles mitgenommen werden. Sie überquerten die Loire und fuhren danach westwärts bis Montlivault. Dort parkte Robert Bruce den zweiten Wagen vor

einem kleinen Einkaufszentrum, und sie stiegen aus, während Charles weiterfuhr und den Mercedes südöstlich Richtung Schloss Chambord steuerte.

»Nun sind wir auf uns alleine angewiesen«, dachte Sarrasin.

Kaum hatten sie Montlivault verlassen, mussten sie bereits anhalten. Eine erste Strassensperre verhinderte die Durchfahrt. Ein übermüdet wirkender Gendarm, dem sichtlich die winterliche Kälte zusetzte, schnauzte Charles, der nun eine Fahreruniform trug, an und wollte wissen, was er hier zu suchen habe. Sarrasin signalisierte Charles, dass er das regeln werde.

»Mit wem habe ich es zu tun? Was ist Ihr Rang, Name und welcher Dienststelle gehören sie an?«, sagte Sarrasin und der Polizist erkannte augenblicklich, dass er es mit jemandem zu tun hatte, der gewohnt war, Befehle zu erteilen.

»Sergeant Christoph Meunier, Gendamerie Montlivault«, sagte er laut, und seine überhebliche Art war augenblicklich verschwunden.

»Hören Sie zu, Sergeant«, sagte Sarrasin in einem nun freundlichen Ton, »wir müssen zum Schloss.« Während er dies sagte, übergab er dem Sergeanten seinen Ausweis, der ihn als Joseph Sarrasin, den Stellvertretenden Direktor der Direction centrale du Renseignement Intérieur, auswies.

»Merde, der Vizechef der Zentralkommission für Inlandsaufklärung«, dachte Meunier. Er nahm instinktiv Haltung an, gab den Ausweis zurück und lotste den Mercedes sofort durch die Strassensperre. Charles fuhr möglichst unauffällig weiter. Nach einigen Kilometern kam, wie Marie vorausgesagt hatte, kurz nachdem sie die Strasse in den Wald genommen hatten, die nächste Strassensperre. Charles liess das Seitenfenster hinuntergleiten und wartete, bis der zuständige Uniformierte neben dem Mercedes stand. Sarrasin beobachtete ihn aus dem Augenwinkel. Er hatte während seiner langen und erfolgreichen Karriere gelernt, anhand des Gangs eines Polizisten auf dessen Charakter zu schliessen.

»Ich vermute, dass es Probleme geben wird. Ich gehe davon aus, dass er bereits informiert wurde«, flüsterte er Charles zu.

»Lieutenant«, sagte Sarrasin, »wir haben eine Besprechung im Schloss.«

»Darf ich ihre Papiere sehen?«, antwortete er kurz und zackig, und Sarrasin spürte, dass er nicht nur unbeeindruckt, sondern auch äusserst skeptisch war.

»Aber selbstverständlich«, antwortete Sarrasin, der nun bewusst unterwürfig tönte und ihm seinen Ausweis überreichte. Er kannte die Art, wie der

Lieutenant sich benahm. Als er seinen Ausweis las, zeigte er sich in keiner Weise beeindruckt.

»Ein guter Polizist«, dachte Sarrasin und wusste, dass er hier eine andere Taktik anwenden musste.

»Wer ist die Frau auf dem Hintersitz?«

»Madame Marie de Beauvoir«, antwortete Sarrasin, bevor Marie selber etwas sagen konnte. »Sie gehört zu mir.«

»Steigen Sie bitte aus«, forderte der Lieutenant sie auf, während er Maries Papiere kontrollierte. Er rief einen andern Polizisten herbei, der Sarrasins Ausweis durch einen Kartenleser zog. Kurz darauf nickte er und bestätigte dem Lieutenant die Echtheit des Ausweises, was diesen aber nach wie vor nicht beeindruckte. Marie stieg aus, zog ihren Mantel an und suchte den Augenkontakt mit Sarrasin, der zustimmend nickte.

»Monsieur Sarrasin, bitte steigen Sie aus.«

»Ich bitte Sie, lassen sie Marie de Beauvoir wieder in den warmen Wagen. Sie holt sich noch eine Erkältung«, versuchte Sarrasin vom Thema abzulenken.

»Das haben nicht Sie zu entscheiden. Steigen Sie nun aus. Ich möchte mich nicht noch einmal wiederholen!«, antwortete der Lieutenant laut, so dass seine Kollegen ihn gut hören konnten.

»Interessant, er macht sich wichtig gegenüber seinen Kollegen«, dachte Sarrasin und entschied, dass er noch sitzen bleiben würde.

»Steigen Sie nun augenblicklich aus!«, schrie ihn nun der Lieutenant mit einem aggressiven Ton an. Dabei beobachtete Sarrasin, dass seine Kollegen lächelten und dem Lieutenant moralische Rückendeckung gaben.

Genau auf diesen Augenblick hatte Sarrasin gewartet. Er stieg aus, ging um den Mercedes herum, wo auf der hinteren linken Seite Marie in der Kälte stand. Bevor der Lieutenant etwas sagen oder tun konnte, öffnete er ihr die Türe und bat sie, einzusteigen. Das brachte den Lieutenant völlig aus der Fassung, und er schrie Sarrasin wütend an, was ihm eigentlich einfalle. Er habe hier das Kommando.

»Halten Sie die Schnauze, sie aufgeblasener Idiot«, schrie nun seinerseits Sarrasin den Lieutenant an, der so etwas nicht erwartet hatte.

»Ich werde dafür sorgen, dass Sie alle« und dabei blickte er auch dessen Kollegen an, »an den Arsch der Welt versetzt werden. Wie wär's mit Französisch-Guayana, da ist es das ganze Jahr fast immer dreissig Grad heiss, und die Regenzeit dauert acht Monate! Vielleicht sollte ich Sie alle auf die

Teufelsinsel versetzen lassen. Sie wissen schon, dort wo Papillon zahlreiche Fluchtversuche unternommen hatte. Wissen Sie eigentlich nicht, wer Marie de Beauvoir ist? Sind sie wirklich so dämlich, dass Sie nicht einmal die Lieblingsnichte des Grossmeisters der Bruderschaft des reinen Herzens erkennen? Wissen Sie, was Berger mit Ihnen allen anstellen wird, wenn er erfährt, dass Sie seine Nichte in der eisigen Dezemberkälte vor ihrem Wagen warten liessen? Ich rate Ihnen dringend, uns passieren zu lassen. Zudem wünsche ich an der nächsten Strassensperre, also derjenigen vor dem oberen Parkplatz des Schlosses, nicht belästigt zu werden. Habe ich mich klar und deutlich ausgedrückt, mon Lieutenant?«

Für einen Moment war es mucksmäuschenstill. Den Polizisten war das Lachen vergangen, und sie erkannten den Ernst der Lage.

Der Lieutenant nickte, gab die Ausweise zurück, erteilte durch den kalten Wind einem Kollegen einen Befehl. Sie wurden nicht nur durchgelassen, sondern ein Begleitfahrzeug eskortierte sie bis auf den oberen Parkplatz des Schlosses. Die letzte Strassensperre konnten sie auf diese Weise, ohne anhalten zu müssen, passieren.

»Sie können sehr überzeugend sein«, sagte Marie zu Sarrasin, der das als Kompliment verstand und lächeln musste.

Sie stiegen aus und verabschiedeten sich von Charles, dessen Namen sie nach wie vor nicht kannten. Charles wendete den Mercedes und fuhr zurück, wobei er nach eineinhalb Kilometern nach rechts in einen kleinen Waldweg einbog und nach etwa 400 Metern auf einem kleinen Parkplatz anhielt, der sich neben einer kleinen fensterlosen Pumpstation befand.

Marie führte sie am Sicherheitspersonal vorbei. Es gab keine Komplikationen, denn man kannte sie. Marie wusste, wo Lavoisier gefangen gehalten wurde. Sollte es Fragen geben, würden sie erklären, dass sie in den Kellerbereich gehen müssten, um Lavoisier seine hoffnungslose Lage aufzuzeigen, damit er endlich erklären würde, wie er das alte Kontrollzentrum unter den Pyramiden gefunden hatte. Aber niemand hielt sie auf. Marie begrüßte den Wachmann vor dem Verlies und bat ihn, die verriegelte Türe aufzuschliessen. Der Wachmann folgte ihrem Begehren und öffnete die Türe. Sie wollten eintreten, und als erstes fiel ihnen die absolute Dunkelheit auf.

»Wieso ist es hier stockdunkel?«, fragte sie leicht vorwurfsvoll den Wachmann.

»Das werden Sie selber merken«, antwortete er und schaltete das Licht an.
»Heilige Mutter Gottes«, sagte Sarrasin, als er in den Raum blickte. Dass Marie der Atem stockte, überraschte ihn nicht, aber mit so etwas hätte selbst er nicht gerechnet. Auf dem Bett sass Lavoisier, und sein Kopf mit den leeren Augenhöhlen zeigte in ihre Richtung.

Kapitel 13: Sarrasin

Schloss Chambord, 29. Dezember 2027

»Hallo, Marie, und Sie müssen der Stimme nach Sarrasin sein«, begrüßte sie Lavoisier freundlich, und beide waren völlig perplex. Vor allem Sarrasin, hatte er doch nur kurz vor Lavoisiers Verhaftung mit ihm gesprochen, und nun erkannte er seine Stimme auf Anhieb. Lavoisier stand auf und reichte seine Hand in die Richtung, von der er glaubte, dass die beiden standen. Marie nahm sie, und er spürte, dass sie nicht so recht wusste, ob sie die Hand schütteln oder nur festhalten sollte. Sie entschied sich dann fürs Schütteln. Sarrasin trat an ihn heran und blickte ihm in die Augen, als ob er dort etwas hätte sehen können. Der Anblick der blanken Augenhöhlen entsetzte ihn. Dann umarmte er Lavoisier in einer spontanen Geste. Zumindest hätte man diesen Eindruck erhalten können. Später würde man wissen, dass sie keineswegs spontan gewesen war.

»Wer hat dir das angetan?«, fragte Marie voller Entrüstung.

»In gewisser Weise du, als du uns verraten hast«, antwortete Lavoisier, aber es war kein Vorwurf in seiner Stimme zu hören.

»Gabriel?«, fragte nun Sarrasin, denn ihm war klar, dass es keine menschliche Foltermethode gab, die so präzise die Augen ausstechen und ausbrennen konnte.

»Ja«, antwortete er. »Gabriel und Berger wollten um jeden Preis wissen, wie ich herausgefunden habe, dass es unter den Pyramiden ein altes Kontrollzentrum gab.«

»Aber du hast nichts verraten«, sagte Marie in einem leisen Flüsterton und wurde sich einmal mehr bewusst, wozu die Aldemakros fähig waren.

»Was wollt ihr von mir?«, fragte nun Lavoisier die beiden.

Sarrasin erklärte ihm in zusammengefasster Form, dass Marie bereit war, ihren Fehler wieder gut zu machen und ihnen helfen wollte. Alice war der Ansicht, dass ohne ihn ein Kampf gegen die Aldemakros aussichtslos war, denn nur er verfüge über das benötigte Wissen.

»Wir holen dich hier raus«, sagte Marie.

»Und wie wollt ihr das tun? Einfach so mit mir hinaus spazieren? Ich bin blind, wenn euch das noch nicht aufgefallen ist«, sagte Lavoisier laut, und seine Verbitterung war gut herauszuhören. Er merkte, wie wiederum eine tief in ihm drinnen liegende Wut hochzusteigen versuchte.

»Denk an etwas anderes, stell dir etwas Schönes vor«, ermahnte er sich selber. »Später hast du genügend Zeit, um deine verlorenen Augen zu trauern und deiner Wut freien Lauf zu lassen. Aber jetzt musst du konzentriert bei der Sache bleiben.«

»Wir werden dich ins Büro des Grossmeisters bringen«, antwortete Marie.

»Auch wenn wir es so weit schaffen würden, was ich bezweifle, so werdet ihr Berger nie dazu bringen, dass er mich ziehen lässt. Zu gross ist seine Angst vor Gabriel.«

»Berger wird nicht in seinem Büro sein. Wir lassen ihm ausrichten, dass du deine Meinung geändert hast, kooperieren und ihm erläutern willst, wie du das mit dem alten Kontrollzentrum herausgefunden hast«, erklärte Marie. »So wird er sein Büro verlassen und zu dir in dein Verlies kommen«, sagte sie weiter.

»Und was machen wir im Büro deines Onkels?«, fragte Lavoisier.

»Dort beginnt ein unterirdischer Fluchtweg, den nur ganz wenige kennen. Wir werden unbemerkt von allen Sicherheitsleuten das Schloss auf diese Weise verlassen. Am anderen Ende erwartet uns ein Fahrer in seinem Mercedes, der uns alle zurück nach Paris in die Mietskaserne bringt. Wenn dir das etwas sagt.«

»Sagt mir gar nichts«, log Lavoisier und dachte, dass Charles sicher auf alles vorbereitet war.

»Ich soll dir von Alice noch ein Zitat des griechischen Philosophen Heraklit ausrichten. »Der Krieg ist der Vater aller Dinge«, sagte Marie zu Lavoisier, die den Sinn des Satzes zwar verstand, aber sich nicht erklären konnte, warum sie das Zitat Lavoisier ausrichten sollte. Es schien, als ob Lavoisier das Zitat einfach zur Kenntnis nahm. Weiter schien es ihn nicht im Geringsten zu interessieren, obwohl genau das Gegenteil der Fall war.

»Tönt einfach, elegant und könnte funktionieren. Niemand erwartet, dass ich ohne Augen fliehen kann«, kommentierte Lavoisier den Plan.

»Sind Sie damit einverstanden?«, fragte nun Sarrasin, dem die Rolle zukam, den Wachmann vor der Türe zu instruieren, dass er Berger holen solle. »Sind Sie auf alles vorbereitet?«, fragte er abschliessend.

Lavoisier war leicht verwirrt, denn er fragte sich, wieso Sarrasin ihn so deutlich fragte, ob er auf alles vorbereitet sei.

»Ja, ich bin bereit«, antwortete er, und bevor er sich anschickte, aufzustehen, griff er mit den Händen in seine Hosen- und Jackentaschen, was er instinktiv immer tat, bevor er irgendwohin aufbrach.

Sarrasin klopfte von innen an die Türe des Verlieses, und der davor stehende Wachmann öffnete die von aussen verschlossene Türe.

»Holen Sie bitte den Grossmeister der Bruderschaft. Unser Gefangener will nun sein Geheimnis preisgeben. Und lassen Sie die Türe offen, es stinkt hier nach Schweiss, Staub und verbranntem Fleisch!«, bat er, wobei es klar nach Befehl tönte. Zum Glück waren sie tief unter dem Boden, und die Smartphones hatten keinen Empfang. So willigte der Wachmann ein, stieg die Treppe hoch und entschwand ihren Blicken.

»Dr. Lavoisier, kommen Sie jetzt. Es geht los«, erklärte Sarrasin.

Er nickte. Marie nahm seine Hand und führte ihn in die oberen Etagen. Sie kamen problemlos vorwärts. Sie nahmen einen anderen Weg als der Wachmann.

»Sie kennt sich gut aus«, dachte Lavoisier, dem die ganze Aktion nicht ganz geheuer war.

Nachdem sie auf der gleichen Etage wie das Büro von Berger waren, begegneten sie dem einen oder anderen Mann. Sie waren zwar erstaunt, nickten aber Marie zu, denn alle kannten sie und wussten, dass sie die Nichte des Grossmeisters war. Davon bekam Lavoisier natürlich nichts mit. Sie bezogen ein leerstehendes Zimmer, das auf der Rückseite von Bergers Büro lag. Marie horchte an der angrenzenden Türe und hörte ihren Onkel telefonieren. Sie legte den Zeigefinger ihrer rechten Hand auf die Lippen und signalisierte damit Sarrasin, möglichst still zu sein. Sarrasin flüsterte so leise wie möglich Lavoisier ins Ohr, dass sie nun warten und still sein mussten.

»Ich danke Ihnen wegen vorhin«, flüsterte er zurück und zwar so, dass Marie es nicht hören konnte.

Sie warteten, während Marie an der Türe horchte. Das Telefonat schien sich hinzuziehen, und Marie wurde ungeduldig. Dann hörte das Gespräch auf. Ein dumpfes Geräusch verriet ihr, dass jemand an die Haupttüre anklopfte.

»Ja«, hörte sie laut die Stimme ihres Onkels, der damit signalisierte, dass der Anklopfende eintreten solle.

Nun hörte sie eine zweite Stimme. Es musste der Wachmann sein.

»Meine Nichte?«, hörte sie ihn überrascht sagen. »Ich komme sofort«, sagte er, und leise Schritte verrieten ihr, dass er zusammen mit dem Wachmann sein Büro verliess. Sie wartete zehn Sekunden, und dann traten sie durch die

Hintertüre ein. Der Raum war leer. Lavoisier hörte, dass Marie sich irgendwie am grossen Büchergestell auf der rechten Seite zu schaffen machte.

»Vermutlich sucht sie den Mechanismus, um den Geheimgang zu öffnen«, dachte Lavoisier.

»Das erste Schloss ist geöffnet«, sagte Marie leise. Dann war es für einen Augenblick still und Sarrasin sah, dass sich Marie ans Pult ihres Onkels setzte. Sie öffnete eine Schublade und fuhr mit der rechten Hand ganz nach hinten. Als ihre nach oben zeigenden Finger das Ende erreicht hatten, betätigte sie einen kleinen Schalter, und ein kaum hörbares Klicken verriet ihnen, dass sich irgendwo ein Schloss geöffnet hatte. Lavoisier konnte das Geräusch dem Bücherregal zuordnen, das zur linken Seite von ihm stand.

»Ist das der Weg nach draussen?«, fragte er sich.

»Und jetzt?«, hörte Lavoisier die fragende Stimme von Sarrasin.

»Jetzt warten wir«, sagte Marie, und die Antwort verwirrte Sarrasin.

»Worauf warten ...?«, wollte er fragen, konnte aber den Satz nicht beenden, denn jemand sagte mit tiefer Stimme:

»Auf mich!«, sagte Berger, der Grossmeister der Bruderschaft des reinen Herzens, und Marie schenkte ihrem Onkel ein Lächeln.

Sarrasin schaute sich kurz im Raum um. Er stellte fest, dass Berger alleine zurückgekommen war und die Türen verschlossen waren.

»Wissen Sie, meine Nichte kommt immer ohne Begleitung ins Schloss. Es war so offensichtlich, dass etwas nicht stimmte«, sagte Berger und küsste seine Nichte auf die Stirne. Er setzte sich nun neben Marie ans Pult.

»Das hätte ich von Ihnen nicht erwartet«, sagte Berger zu Sarrasin.

»Erkennen Sie nicht, dass die Aldemakros nicht die Boten Gottes sind, sondern uns töten und versklaven wollen? Noch ist es nicht zu spät, helfen Sie uns, sie zu besiegen.«

»Hör nicht auf ihn!«, rief nun Marie dazwischen. »Er will nicht an den Willen des einzig wahren Gottes glauben.«

»Blut ist dicker als Wasser. Eine alte Weisheit, die bis zum heutigen Tag Gültigkeit hat«, dachte Lavoisier, dem der neuerliche Verrat zu schaffen machte. Er spürte, wie eine unbändige Wut in ihm aufstieg und seine Sinne schärfte.

Berger griff in die offene Schublade und entnahm ihr einen Revolver.

»Kaliber 0.45«, dachte Sarrasin und wog seine Chancen ab, während Berger den Lauf auf ihn richtete.

»Setzen Sie sich, Sarrasin«, befahl er ihm, und dieser nahm sich einen Stuhl, wobei ihn Berger zu keinem Zeitpunkt aus den Augen verlor.

»Bringen Sie Lavoisier auch einen Stuhl«, befahl er ihm.

»Danke«, sagte Lavoisier, und zur grossen Überraschung konnte Berger seiner Stimme nichts Ängstliches oder Bedrückendes entnehmen.

»Das ist mein Sicherheitsausweis mit dem dazugehörenden Passwort. Die Adresse im Piemont habe ich dir hinten aufgeschrieben. Auch die Adresse der Mietskaserne findest du nebenstehend«, sagte Marie triumphierend. Auch erklärte sie ihm, wo in Mer und Montlivault die Mitglieder des Teams Sargon sich aufhielten und warteten.

»Gutes Kind« sagte Berger gönnerhaft. »Bring den Sicherheitsausweis zu Bruder Jacques. Er soll sofort alles in die Wege leiten, damit die Feinde des Herrn ihre gerechte Strafe erhalten. Gib ihm auch alle Adressen bekannt. Komm dann wieder zurück!«, erklärte Berger.

Lavoisier versuchte sich vorzustellen, wie weit Berger von ihm entfernt war. Er stellte sich den Raum wie in einem 3D-Modell vor. Er wusste ziemlich genau, wo er sich befand und wo Berger sein Pult hatte. Sarrasin sass etwa einen halben Meter rechts von ihm. Die Türe ging wieder auf, und Marie kam zurück. Lavoisier spürte einen kleinen Windhauch, der von der linken Seite kam, als Marie die Türe öffnete.

»Bruder Jacques hat die notwendigen Instruktionen über die uns zur Verfügung gestellten Telefone nach Paris und ins Piemont weitergeleitet. Ein Hubschrauber wird die Sicherheitskarte und das dazugehörnde Passwort ins Zielgebiet fliegen. In weniger als drei Stunden werden die Feinde des Herrn Geschichte sein«, erklärte Marie voller Stolz.

Lavoisier nahm Maries Schritte wahr, als sie neben ihm vorbeigehen wollte. Er musste sich zurückhalten, denn am liebsten hätte er sie gepackt und seine ganze Wut an ihr ausgelassen. Aber er wusste, dass er ein höheres Ziel als die blosser Rache verfolgte. Marie setzte sich gut hörbar wieder neben ihren Onkel.

»Hören Sie, Berger«, sagte Lavoisier, stand auf und versuchte sich zwischen Sarrasin und Berger zu stellen. Dabei achtete er auf ein leises Wippen von Sarrasins linken Fusses.

»Ich mache Ihnen einen Vorschlag«, sprach er weiter und ging nochmals einen kleinen Schritt schräg vorwärts Richtung Berger. Er schätzte, dass er nun etwa zweieinhalb Meter von ihm entfernt war. Das Wippen war immer noch zu hören.

»Was ist es Ihnen wert, wenn ich Ihnen erkläre, wie ich das alte Kontrollzentrum gefunden habe?«, sagte Lavoisier. Das Wippen wurde langsamer.

»Was halten Sie von einem Handel?«, ergänzte Lavoisier und machte noch einen kleinen Schritt vorwärts. Das Wippen hatte sogleich aufgehört.

»Sie sind nicht in der Position, einen Handel vorzuschlagen«, antwortete Berger, der immer noch den Revolver in der Hand hielt und versuchte, den Lauf auf Sarrasin zu richten. Allerdings war das Sichtfeld durch Lavoisier stark eingeschränkt. Nur konnte Lavoisier das nicht sehen.

»Ich mache Ihnen genau einmal diesen Vorschlag. Sie verschonen meine Leute, und ich verrate ihnen, wie ich es herausgefunden habe«, sagte Lavoisier mit provozierender Stimme. Er spürte, dass sich Berger erheben wollte. Genau auf diesen Moment hatte er gewartet. Er bückte sich seitlich nach links weg.

»Er hat eine Waffe!«, war das letzte, was Marie noch rufen konnte. Denn sie hatte sich instinktiv nach vorne gebeugt und zwar so, dass der von Sarrasin abgefeuerte Schuss sie mitten ins Herz traf. Sie hatte nicht einmal mehr Zeit zu schreien. Bevor Sarrasin nochmals schießen konnte, drückte Berger den Abzug seines Revolvers. Die Kugel traf Sarrasin ins linke Bein, und er fiel zu Boden, wobei ihm seine Waffe aus der Hand glitt.

»Sie verfluchter Verräter!«, schrie ihn Berger wutentbrannt und voller Hass an. Er trat nach vorne, feuerte mehrmals auf den am Boden liegenden Sarrasin und fluchte wie ein Besessener vor sich hin.

»Warum musstest du sterben, Marie«, schluchzte er und feuerte wiederum auf Sarrasin.

Lavoisier stand regungslos vor dem linken Bücherregal und bekam ausser den zahlreichen Schüssen und den wütenden Schreien nicht viel mit, da er nichts sehen konnte.

»Und nun zu Ihnen. Sie haben das alles zu verantworten!«, schrie ihn Berger an.

»Nein, das alles ist ganz alleine Ihre Schuld. Ihre Nichte hätte nicht sterben müssen, wenn Sie sich nicht mit den Aldemakros verbündet hätten«, antwortete er. Er spürte, wie Berger nun direkt vor ihm stand. Er konnte seinen Atem riechen.

»Ich werde Sie eigenhändig in die Hölle schicken«, sagte Berger, spannte den Hahn des Revolvers und drückte ihn Lavoisier auf die Stirne. Er spürte das heisse Metall des Laufes.

»Haben Sie noch etwas zu sagen, bevor die Strafe Gottes Sie treffen wird?«, fragte Berger.

»Sechs«, antwortete Lavoisier, griff in seine Jackentasche, zog blitzschnell mit der linken Hand ein kleines Kampfmesser hervor, und während Berger den Abzug betätigte und ausser einem kleinen Klicken nichts zu hören war, durchtrennte die Klinge von unten rechts nach oben links Bergers Kehle.

»Sechs Kugeln haben Sie bereits abgefeuert«, sagte er zum verblutenden Grossmeister des reinen Herzens, der nicht mehr reagieren konnte und bewusstlos zusammenbrach.

Nun wurden vor der Bürotüre besorgte Stimmen laut.

Lavoisier warf das kleine Kampfmesser in Richtung Sarrasin.

»Ich danke Ihnen für das Messer, das Sie mir bei der Umarmung im Verlies zugesteckt hatten. Es hat mir das Leben gerettet. Möge Ihre Seele Frieden finden.«

»Ist alles in Ordnung?«, rief Bruder Jacques tief besorgt.

Es gab keine Antwort. Bruder Jacques befahl, die Türe zu öffnen, aber sie war von innen verschlossen.

»Brecht die Türe auf!«, schrie er einen Wachmann an, der nach weniger als einer Minute ein Brecheisen zur Hand hatte und die Türe aufbrach. Ein Bild des Grauens erwartete sie.

»Was in Gottes Namen ist hier geschehen?«, rief Bruder Jacques entsetzt und bekreuzigte sich mehrfach. Ein Wachmann eilte in den Raum. Er kniete sich zuerst zum Grossmeister, versuchte den Puls zu messen und schüttelte den Kopf Richtung Bruder Jacques.

»Er ist tot«, sagte er andächtig.

Danach eilte er zu Marie und anschliessend zu Sarrasin.

»Auch sie sind tot«, bestätigte der Wachmann gedankenverloren.

»Was ist hier geschehen?«, wollte Bruder Jacques wissen.

»Es sind natürlich nur Spekulationen, aber es sieht so aus, dass der am Boden liegende Mann, der gemäss seinem Ausweis Joseph Sarrasin, der Stellvertretende Direktor der Direction centrale du Renseignement Intérieur, unser Täter war. Zuerst hat er Marie erschossen, dann wurde er von einem Schuss Bergers ins Bein getroffen und verletzt. Anschliessend kam es zu einem Handgemenge, und Sarrasins Kampfmesser durchschnitt die Kehle des

Grossmeisters. Obwohl er schnell viel Blut verlor, feuerte Berger alle Kugeln auf den Täter ab, der dabei tödlich getroffen wurde. Danach verblutete der Grossmeister, und als wir eintrafen, kam für ihn jede Hilfe zu spät.«

Kapitel 14: Robin

Schloss Chambord, 29. Dezember 2027

»Sarrasin? Nein, das ist unmöglich. Wer? Lavoisier? Keine Augen? Merde!«, sprach hastig Robin in sein Mobiletelefon, das nach wie vor funktionsfähig war.

»Bruder Jacques«, sprach er weiter, »ich bin in etwa einer Viertelstunde im Schloss. Ich will, dass niemand das Areal verlässt, noch, dass jemand hereingelassen wird - und noch eines; verhängen Sie eine Informationssperre. Es darf nichts nach draussen sickern..«

»Gut, einverstanden«, sagte Bruder Jacques, und Robin beendete das Gespräch.

»Ich muss verschwinden«, dachte Lavoisier und erinnerte sich, dass ein kleiner Luftzug aus dem linken Bücherregal zu ihm wehte, als Marie die Türe geöffnet hatte.

»Irgendwo muss der Eingang zum Fluchttunnel sein«, sagte er mehr zu sich selbst und tastete mit den Händen das Bücherregal ab. Er fühlte, dass ein kalter, kaum wahrnehmbarer Luftzug seine Hände umwehte. Er bewegte sie nach rechts und spürte, dass der Luftzug schwächer wurde. Sofort tastete er sich in die andere Richtung vor, und tatsächlich wurde er intensiver. Es dauerte kaum eine Minute, bis er die Stelle gefunden hatte, an der der Luftzug am stärksten war. Er stemmte sich leicht gegen das Bücherregal und merkte, dass sich eine Art Türe nach hinten öffnete. Er hatte keine Zeit mehr, um zu überprüfen, ob der Weg dahinter nach unten ging, denn er hörte, wie die Türe zum Büro aufgebrochen wurde. Er schlüpfte durch die Türe und schloss sie augenblicklich hinter sich zu. Dabei hörte er ein leises Klicken. Er zog lautlos am innenliegenden Türknauf und stellte fest, dass die Türe wieder verschlossen war. Kurz darauf vernahm er Bruder Jacques Stimme, die laut rief:

»Was in Gottes Namen ist hier geschehen?«

Lavoisier erlaubte sich kaum zu atmen, denn das kleinste Geräusch würde ihn verraten. Er wartete zehn Minuten regungslos im Fluchtgang, bis er hörte, dass alle das Büro verliessen und ein Wachmann vor der aufgebrochenen Türe Position bezog. Dass er nicht mehr im Verlies war, merkten sie erst viel später.

Der Tunnel führte nach unten. Es waren mehr als dreissig Stufen zu bewältigen, bevor der Weg in einem Winkel von etwa 45 Grad nach links abbog. Danach kamen weitere vierzig Stufen dazu. Der Abstieg war schwierig für Lavoisier, denn die Höhen der einzelnen Stufen waren nie gleich und er hatte grosse Mühe, sein Gleichgewicht zu halten.

»Ich habe Zeit. Nimm Schritt für Schritt!«, redete er sich ein, denn er wusste, dass ein Fehltritt genügen würde, und er wäre verloren. Diese Vorstellung behagte ihm in keiner Weise. Er schärfte seine Sinne und ging rückwärts die Stufen hinunter, denn so konnte er, ohne das Gleichgewicht zu verlieren, sich besser vortasten. Er stützte sich dabei mit den Händen leicht an den beiden Seitenwänden ab. Nachdem er die letzte Stufe erreicht hatte, drehte er sich um und tastete die Seitenwände ab. Nun verlief der Weg eben. Es war kühl, und die Luft roch nach verfaulten und feuchter Erde. Der Boden fühlte sich weich an, als ob er über Sand gehen würde. Ihn fröstelte, denn ein kalter Luftzug wehte ihm nun stärker entgegen. Lavoisier rechnete kurz aus, wie tief er wohl unter der Oberfläche sein würde.

»Es waren etwa siebzig Stufen. Im Durchschnitt waren sie fünfzehn Zentimeter hoch. Ich bin also etwa zehn Meter unter dem Boden«, dachte er.

Während Lavoisier sich nun Schritt für Schritt im Tunnel vorwärts bewegte, dachte er über die letzte halbe Stunde nach.

»Warum wusstest du, dass Marie uns nochmals verraten würde?«, sagte er mehr zu sich selbst, und meinte natürlich Alice.

»Der Krieg ist der Vater aller Dinge«, war ein Verständigungscode zwischen Alice und ihm, der auf einen Verrat hindeutete.

»Du hast dich nicht getäuscht«, dachte er, und der Gedanke an Alice tröstete ihn ein wenig über den Verlust seiner Augen hinweg.

»Hier unten würden mir Augen auch nicht weiterhelfen«, bemerkte er und tastete sich Meter für Meter voran. Zu seinem grossen Glück gab es keine Abzweigungen, und er konnte, ohne sich bücken zu müssen, aufrecht gehen. Er hatte sich schon in jungen Jahren angewöhnt, beim Gehen die Schritte zu zählen. Auch jetzt tat er das und es half ihm, eine Vorstellung von der Länge des Tunnels zu erhalten. Der Fluchtweg verlief relativ geradeaus. Er vermutete, dass der Tunnel nun westwärts verlief, denn die Geheimtüre in Bergers Büro war ziemlich genau nach Nordwesten ausgerichtet, danach bog der Weg in einem 45-Grad-Winkel nach links ab. Vor seinem inneren Auge stellte er sich die Landkarte des Schlossareals vor und zeichnete dabei seinen Weg ein.

»Der Tunnel führt südlich am Kanals vorbei und würde wohl westlich des Schlosses irgendwo im Wald enden«, hielt er gedanklich fest. Auch fiel ihm auf, dass die rechte Seite, also diejenige, die näher am Kanal lag, feuchter war.

»Wie merke ich, dass der Tunnel zu Ende ist? Ich kann ja nichts sehen. Kommt da eine Türe oder hindert mich sogar ein verschlossenes Gitter daran, aus dem Tunnel zu entweichen?«, fragte er sachlich und begann sich bereits verschiedene Szenarien auszudenken, wie er aus dem Tunnel kommen konnte. Lavoisier wurde müde, und die schlechte Luft trug das ihre dazu bei. Er hatte bereits mehr als 1500 Schritte hinter sich gebracht und entschied, eine kleine Pause einzulegen.

»Ein Schritt im Tunnel entspricht etwa einen halben Meter. Ziehe ich noch die Stufen ab, so bin ich etwas mehr als 700 Meter weit gekommen«, dachte er. Nach zehn Minuten raffte er sich wieder auf und ging im selben Rhythmus weiter. Ihm war bewusst, wie wichtig in einer solchen Situation ein regelmässiger Gang war.

»Wie lange bin ich wohl schon unterwegs?«, fragte er sich. Aber er zwang sich, an andere Dinge zu denken. Er musste gegen die Monotonie ankämpfen.

»Au clair de la lune, mon ami Pierrot«, begann er leise ein französisches Kinderlied aus dem 18. Jahrhundert zu singen. Es erinnerte ihn an seine Kindheit, als seine Mutter ihm zum Einschlafen dieses Lied vorsang. Lavoisier schritt nun etwas schneller voran und war froh, dass er dem Takt des Liedes folgen konnte. Er war überzeugt, dass der Tunnel geradeaus weiterführen und ihn in Kürze an die Oberfläche bringen würde. Aber es dauerte länger, als er gehofft hatte. Nach etwas mehr als 3000 Schritten bemerkte er, dass der Weg leicht nach oben anstieg. Der Luftzug wurde stärker, und er fühlte sich auch kälter und frischer an. Er verlangsamte seine Schritte, denn er erwartete Stufen, die ihn nach oben bringen würden. Sicherheitshalber streckte er eine Hand nach vorne aus für den Fall, dass unvermittelt eine Türe oder sonstige Hindernisse im Wege stehen würden. Lavoisier zuckte kurz zusammen, denn er hörte plötzlich ein seltsames Geräusch. Es tönte wie ein leises Summen. Langsam ging er weiter, wobei die Schrittlänge kürzer wurde. Das Summen wurde ganz wenig lauter und hatte immer die gleiche Tonhöhe.

»Das Geräusch kenne ich«, dachte er. Aber er konnte es nicht zuordnen.

»Was ist genau geschehen?«, fragte Robin Bruder Jacques, nachdem er im Schloss eingetroffen war.

»Es sieht im Moment so aus, dass Joseph Sarrasin, der stellvertretende Direktor der Direction centrale du Renseignement Intérieur, unser Täter ist. Er erschoss zuerst Marie de Beauvoir, dann traf ihn eine Kugel von Berger ins Bein. Er fiel hin und verlor dabei seine Pistole. Anschliessend muss es zu einem Handgemenge gekommen sein. Das Kampfmesser von Sarrasin durchschnitt dabei die Kehle des Grossmeisters von unten rechts nach oben links. Obwohl er schnell viel Blut verlor, feuerte Berger alle Kugeln auf den Täter ab, der dabei tödlich getroffen wurde. Danach verblutete der Grossmeister. Als wir eintrafen, kam für ihn jede Hilfe zu spät«, erklärte Bruder Jacques den Sachverhalt.

»Was sehen in einem solchen Fall die Regeln der Bruderschaft vor? Wer spricht, entscheidet und trägt die Verantwortung dafür?«, wollte Robin wissen.

»Das wäre in der Hierarchie dann wohl ich«, erklärte Bruder Jacques in seiner gewohnt bescheidenen Art.

»Gut«, sagte Robin. »Ich muss dringend mit Gabriel reden. Ich bat Alain, also den verstorbenen Grossmeister, dass er das für mich arrangieren sollte. Ich spreche im Namen der führenden Nationen der Welt.«

»Gibt es sonst noch Dinge, die ich wissen sollte?«, fragte der Innenminister.

»Marie hat uns noch wertvolle Informationen über ein geheimes Versteck im Piemont und einen Sammelplatz der Verschwörer in Paris gegeben«, sagte Bruder Jacques.

»Wo in Paris?«, fragte Robin.

»Sie nannte es »die Mietskaserne.« Ein Team wird vermutlich schon dort eingetroffen sein und wartet auf die restlichen Mitglieder des Team Sargons.«

»Und wo ist Lavoisier?«

»In seinem Verlies. Er hat keine Augen mehr, da Gabriel mit einem Blitz seine Augen ausgestochen und verbrannt hat«, beantwortete Bruder Jacques seine Frage.

»Bringt ihn her. Er weiss viel mehr, als wir vermuten. Wir müssen ihn zum Reden bringen, koste es, was es wolle.«

Bruder Jacques rief einen Wachmann herbei und ordnete an, dass man auf der Stelle Lavoisier zu ihnen bringen sollte.

»Weiss es Gabriel schon?«, fragte Robin.

»Ich denke nicht. Er ist auf dem Raumschiff und kommt gewöhnlich erst gegen Mittag zurück. Er wird ausser sich vor Wut sein, wenn er erfährt, was passiert ist. Ich möchte nicht derjenige sein, der ihm die schlechte Nachricht überbringt. Gabriel ist zu allem fähig. Ich habe gesehen, was er mit Lavoisier gemacht hat. Aber jemand muss es ihm sagen.

»Bruder Jacques!«, rief der Wachmann aufgeregt.

»Was gibt es?«

»Lavoisier.«

»Was ist mit ihm?«, mischte sich nun Robin ein.

»Er ist verschwunden. Das Verlies ist leer. Dabei hat er doch keine Augen. Wie ist das nur möglich?«, sagte der Wachmann verzweifelt mehr zu sich selbst.

»So etwas habe ich befürchtet. Sperrt alle Zufahrtswege, verdoppelt sofort die Strassensperren. Kontrolliert jeden Wagen, egal ob der Gärtner oder die Putzfrau darin sitzt. Er darf uns nicht entkommen«, befahl Robin.

»Wenn Gabriel erfährt, dass auch Lavoisier verschwunden ist, wird hier der Teufel los sein. Ich rate Ihnen dringend, wieder nach Paris zurückzufahren und von dort aus eine offizielle Anfrage als Unterhändler der Menschheit zu stellen. Gabriel wird sie dann nicht mit diesem Desaster in Verbindung bringen«, riet ihm Bruder Jacques und gab ihm seine Telefonnummer.

»Vermutlich haben Sie recht«, antwortete der Innenminister und entschied, wieder zurückzufahren.

Robin dachte nach. Er ging in Gedanken nochmals den beschriebenen Ablauf des Kampfes durch. Er stellte sich die Szene nochmals vor. Jedes Detail unterzog er einer kritischen Beurteilung und zog entsprechende Schlüsse daraus.

»Von unten rechts nach oben links«, dachte Robin und er wusste, was das zu bedeuten hatte.

Kapitel 15: Lavoisier

Schloss Chambord, 29. Dezember 2027

Das summende Geräusch wurde mit jedem Schritt, den Lavoisier tat, lauter. Auch musste er erste Spinnweben aus seinem Gesicht entfernen.

»Der Ausgang kommt näher«, dachte er und stellte zugleich fest, dass das Summen nun von oben zu kommen schien.

Plötzlich touchierte die ausgestreckte Hand einen kalten Metallgegenstand. Er blieb auf der Stelle stehen und begann mit seinen Händen den Gegenstand abzutasten und zu untersuchen. Es fühlte sich wie ein gebogenes Rohr an, das leicht nach oben lief. Er wollte mit seinen Händen dem Rohr folgen und tat einen Schritt nach vorne, dabei schlug er sein Schienbein heftig an einer scharfen Kante an.

»Merde!«, sagte er und versuchte den aufkommenden Schmerz zu unterdrücken, wobei er sein Schienbein mit der einen Hand rieb.

»Das ist kein Rohr, sondern eine Wendeltreppe, die nach oben führt«, sagte er fast vorwurfsvoll zu sich selber, während der Schmerz nachliess.

Robin stieg etwa eine halbe Stunde später in den Fond seines Dienstwagens ein und wies den Fahrer an, wieder zurück nach Paris zu fahren. Es war kalt geworden, und der Nordwestwind blies nun stärker. Erste kleine Schneeflocken machten sich bemerkbar, was seine Laune nicht besser werden liess.

»Von unten rechts nach oben links«, wiederholte Robin gedankenversunken.

»Wie war das nur möglich?«, fragte er sich.

Der Fahrer startete nun den Motor der schweren Limousine, wendete und fuhr langsam über den Vorplatz.

»Ich muss ihn als erster finden«, dachte Robin und meinte Lavoisier, denn er erinnerte sich daran, dass ihn Sarrasin beim Pokerspielen regelmässig besiegt hatte. Vor allem an die Art, wie er die entscheidenden Karten auf den Tisch legte. Er tat das immer mit einer wippenden und triumphierenden Bewegung der linken Hand, denn Sarrasin war Linkshänder. Der Schnitt durch die Kehle von Berger von unten rechts nach oben links stammte aber von einem Rechtshänder.

»Schlechte Nachrichten«, sagte der Charles' Freund zu Helen Moody und zum Militärattaché Albert Delacroix.

»Im Schloss fand ein Attentat statt. Es heisst, dass der Grossmeister getötet wurde und weitere Opfer zu beklagen seien. Zudem wurden zusätzliche Strassensperren errichtet, und niemand kommt rein oder raus. Was sind ihre Instruktionen?«, fragte er den Militärattaché.

Albert Delacroix dachte nach und traf eine Entscheidung.

»Wir müssen mit dem Schlimmsten rechnen. Melden Sie dem zweiten Wagen, dass sie so schnell wie möglich den Rückzug antreten müssen. Wir treffen uns alle in der Mietskaserne«, erklärte er.

Charles' Freund nickte, stieg in einen alten Megan ein und fuhr nach Montlivault. Auf dem Parkplatz vor dem Einkaufszentrum sah er das andere Fahrzeug. Er stieg aus und schlenderte unauffällig zum anderen Wagen. Robert Bruce sah ihn im Rückspiegel kommen und öffnete bereits das Fenster.

»Hallo, Freunde«, sagte er so beiläufig wie möglich, und man hätte tatsächlich meinen können, dass sich altbekannte Freunde über belanglose Dinge unterhielten.

»Es sieht nicht gut aus. Berger ist tot, und auch weitere Opfer sind zu beklagen. Wer betroffen ist, wusste meine Verbindungsperson nicht. Sie haben angefangen, das ganze Gebiet grossräumig abzusperren. Militärattaché Albert Delacroix entschied, dass ihr euch sofort zurückziehen müsst. Ihr müsst so schnell wie möglich über die Loire. Ihr trefft euch in der Mietskaserne«, sagte Charles' Freund und tat so, als ob nichts gewesen wäre. Robert Bruce machte sich Sorgen um Marie, während Alice hoffte, dass mit Lavoisier alles in Ordnung war.

Robert Bruce startete den Wagen und fuhr los. Er musste die nächste Loirebrücke überqueren. Da er seinen Fluchtweg auswendig kannte, fuhr er so schnell es ging, aber nicht so schnell, dass seine Fahrt auffallen würde. Er sah im Rückspiegel, dass sich ihnen von hinten ein Polizeifahrzeug schnell näherte. Er rechnete kurz aus, dass sie bis zur Loirebrücke noch etwa zwei Minuten brauchen würden. Zum Glück setzte nun starker Schneefall ein und sorgte dafür, dass die Sichtverhältnisse rasch schlechter wurden.

»Da ist die Brücke!«, sagte John Melling ganz aufgeregt.

»Bleibt ruhig, es sind nur noch hundert Meter«, forderte Alice sie auf.

In diesem Moment überholte sie das Polizeifahrzeug und blieb unmittelbar vor der Brücke stehen. Robert Bruce musste ein Ausweichmanöver einleiten, damit er nicht in das Polizeifahrzeug fuhr, denn der Boden war leicht gefroren und glatt.

»Fahr langsam weiter, öffne das Fenster, zeige die Faust und fluche wie ein Rohrspatz!«, wies ihn Alice an. Robert Bruce hatte keine Zeit zum Nachdenken und folgte Alices Anweisungen.

»Verflucht nochmal! Seid ihr bescheuert und von allen guten Geistern verlassen? Beinahe wäre ich in euch hineingefahren!«, rief er im Vorbeifahren den verdutzten Polizisten lautstark zu und fügte noch ein paar nicht druckreife Flüche und Verwünschungen an, während er erzürnt die Faust hob.

»Entweder landen wir jetzt alle für lange Zeit im Knast, oder sie lassen uns weiterfahren«, sagte James Woods.

»Behalte deine Geschwindigkeit bei. Fahr nicht schneller!«, sagte Alice zu Robert Bruce.

»Es hat geklappt, sie folgen uns nicht«, sagte nun John Melling euphorisch.

»Fahr auf keinen Fall schneller!«, ermahnte Alice Robert Bruce, denn sie merkte, dass er leicht beschleunigt hatte.

Sie erreichten bereits die Mitte der Brücke, als Robert Bruce im Rückspiegel sah, dass das Polizeifahrzeug ihnen folgte.

»Merde, sie verfolgen uns!«, sagte er.

»Bleib ruhig, fahr einfach so weiter«, sagte Alice so beiläufig wie möglich.

Das Polizeifahrzeug holte schnell auf und fuhr hinter ihnen her. Alice spürte, wie ihr Herz zu rasen begann, zwang sich aber, sich nichts anmerken zu lassen.

»Ganz ruhig, Robert«, sagte sie, denn sie befürchtete, dass Robert Bruce nächstens die Nerven verlieren würde.

Sie erreichten das Ende der Brücke und vermuteten, dass sie nun gestoppt würden. Aber nichts dergleichen geschah. Das Polizeifahrzeug hielt an, wendete, und Robert Bruce konnte im Rückspiegel gerade noch erkennen, wie die ausgestiegenen Polizisten eine Strassensperre auf der Nordseite der Loire errichteten.

»Das war knapp, sehr knapp«, sagte Alice erleichtert.

Lavoisier stieg langsam die Wendeltreppe hoch. Da er nicht wusste, wie hoch sie war, ging er sehr behutsam vor. Während des Aufstiegs verlor er komplett die Orientierung. Wie immer, wenn man bei einer Treppe oben angelangt ist und nichts sehen kann, ging der nächste Schritt ins Leere. So auch bei Lavoisier. Aber er hatte sich darauf eingestellt, und sein Fuss setzte ohne Probleme auf. Das summende Geräusch war nun noch intensiver zu hören.

»Es muss ganz in der Nähe sein«, dachte er. Ihm fiel auf, dass die Luft weniger stickig war, auch fühlte sie sich kühler an. Er versuchte, sich neu zu orientieren, aber es fiel ihm sehr schwer. Er befand sich in einem Raum und tastete sich mit einer Hand der linken Wand entlang, bis eine Ecke kam. Er folgte der neuen Wand, bis auch diese wiederum endete. Er schritt so langsam an den Wänden entlang, bis er sich ein Bild des Raumes machen konnte. Natürlich musste er vorsichtig sein, damit er nicht die Wendeltreppe hinunter fiel.

»Der Raum ist quadratisch und hat auf der linken Seite eine Türe. In der Mitte führt die Wendeltreppe nach unten«, hielt er in Gedanken fest. Er legte sein Ohr an die Türe und lauschte.

»Das summende Geräusch kommt von der anderen Seite«, stellte er fest und öffnete die Türe. Das Summen wurde noch lauter, und nun war Lavoisier klar, wo er das Geräusch schon einmal gehört hatte. Es stammte von einer Wasserpumpe.

»Wo bin ich hier?«, überlegte er und tastete sich wiederum den Wänden entlang vor. Hätte er noch sehen können, hätte er erkannt, dass hinter der Pumpe eine Türe war. Vielleicht wäre dann die Geschichte der Menschheit anders herausgekommen, denn so dauerte es fünfzehn Minuten länger, bis er sie fand und von innen entriegeln konnte.

Kurz nachdem die schwarze Limousine abgefahren war, erinnerte sich Robin an ein Gespräch mit Berger. Er wusste auch nicht, wieso ihm das genau jetzt in den Sinn kam. Es war damals ein philosophisches Gespräch über die Verrohung der menschlichen Spezies und zu welchen Gräueltaten Menschen in der Lage sind.

»Nehmen wir den Sacco di Roma«, hatte Berger damals gesagt, und Robin wusste, dass er die Plünderung Roms und des Vatikanstaates in der Mitte des 16. Jahrhunderts meinte.

»Nachdem die Söldnerheere der deutschen Landsknechte, der Spanier und der Italiener ausser Kontrolle geraten waren, weil ihre Anführer keinen Einfluss mehr auf sie hatten, plünderten diese in einem nie dagewesenen Gewaltexzess die Ewige Stadt«, erklärte Berger. »Hätte eine höhere Ordnung des einzig wahren Gottes bestanden, wäre dies nicht geschehen.«

»Aber der Papst konnte fliehen, da ein Grossteil der Schweizergarde ihn schützte und sich für ihn aufopferte«, hatte Robin damals gesagt.

»Halten Sie sofort an!«, wies er den Fahrer an, der die Limousine wenige Augenblicke später am rechten Strassenrand zum Stehen brachte.

»Der Passetto di Borgo«, dachte Robin aufgeregt. »Das muss es sein.« Ein etwa 800 Meter langer Fluchtgang, der aussah wie eine gewöhnliche Mauer, aber im Inneren einen Weg hatte, der den Vatikan mit dem Castel Sant’Angelo, also der Engelsburg, verband, wurde Passetto di Borgo genannt. Ursprünglich wurde die heutige Engelsburg anfangs des zweiten Jahrhunderts nach Christus als Mausoleum für den römischen Kaiser Hadrian gebaut. Später wurde das Mausoleum von verschiedenen Päpsten zur Burg umgebaut. So konnten Papst Clemens VII. beim Sacco di Roma und Papst Pius VII. vor Napoleon in die schwer einnehmbare Engelsburg fliehen.

Robin erinnerte sich an die entscheidenden Worte.

»Es ist immer von Vorteil, wenn man einen Fluchttunnel hat. Es gibt nicht nur den Passetto di Borgo«, hatte Berger damals vielsagend erwähnt.

»Du meinst...?«, hatte er geantwortet.

»Ja, auch wir haben einen Fluchttunnel. Wir nennen ihn den ‚Retter der Auserwählten‘.«

Nun erinnerte er sich wieder, denn Berger hatte ihm angedeutet, wo der Tunnel etwa verlaufe. Er zog sein Smartphone hervor, startete Google Earth und zoomte die unmittelbare Umgebung des Schlosses heran.

»Nach Westen, ausgehend von Bergers Büro«, sagte er mehr zu sich selbst.

»Fahren Sie wieder los, aber nicht zu schnell. Ich werde Ihnen den Weg weisen.«

Die Limousine fuhr langsam den Weg Richtung Montlivault, als sie nach weniger als fünfhundert Metern vor der ersten Strassensperre anhalten mussten. Der diensthabende Sicherheitsoffizier schaute kurz in den Wagen, erkannte den Innenminister, nickte und liess sie passieren. Der Chauffeur setzte die Fahrt fort, achtete aber darauf, dass er nicht zu schnell fuhr.

»Hier muss es einen Ausgang haben«, dachte Lavoisier, den die Kräfte langsam verliessen. Auch machte ihm die kalte und stickige Luft zu schaffen.

»Du findest ihn«, versuchte er sich selber Mut zu machen.

Er versuchte sich einmal mehr in Gedanken den Raum vorzustellen und erkannte, dass es nur noch eine Möglichkeit gab, wo ein Ausgang sein könnte. Er tastete sich zur Wasserpumpe vor. Dort schlug er mit dem Kopf heftig an ein Eisengeländer an, das die Pumpe umgab. Dabei entfuhr ihm ein lauter Schmerzensschrei, und ein paar unflätige Flüche folgten lauthals.

»Marcel, bist du das?«, fragte eine ihm wohlbekannte Stimme, die ganz in der Nähe sein musste.

»Charles!«, rief nun Lavoisier laut, und ein ungeahntes Glücksgefühl durchströmte ihn.

»Ich war noch nie so dankbar, dass ich den Kopf angeschlagen habe«, dachte Lavoisier. »Ich versuche den Ausgang zu finden. Ich kann nichts sehen. Siehst du eine Türe oder sonst einen Ausgang?«, rief er Charles zu.

»Ja, da ist eine Türe. Ich steige kurz die Treppe hoch. Man kann sie nur von innen öffnen«, antwortete er Lavoisier.

»Kannst du an die Türe schlagen, dann finde ich sie besser.«

Charles begann heftig mit seinen Fäusten an die Türe zu hämmern.

»Mach weiter, ich glaube, ich bin ganz in der Nähe«, sagte Lavoisier.

Dann fand er einen Türgriff. Er drückte ihn nach unten und stemmte sich gegen die schwere Eisentüre, die sich nach aussen öffnen liess. Frische, wenn auch eiskalte Luft zog er in seine Lungen ein. Es tat ihm sichtlich gut.

»So riecht also die Freiheit«, sagte er zu sich selbst, als ihn die erste Schneeflocke traf. Obwohl er die Kälte noch nie gemocht hatte, empfand er nun eine gewisse Dankbarkeit dafür.

»Komm schon, Marcel, beeile dich, wir haben nicht viel Zeit!«, sagte Charles aufgeregt.

»Du musst mir helfen«, antwortete Lavoisier, und Charles nahm die Traurigkeit in seinen Worten wahr. Dann blickte er Lavoisier an.

»Im Namen Allahs«, sagte Charles, »wer hat das getan?«

»Lass uns zuerst einsteigen und wegfahren. Hier ist kein guter Ort für Gespräche.«

Charles nahm Lavoisiers Hände und führte ihn behutsam die Treppe der Pumpstation hinunter. Dabei erblickte er etwas, das ihm ganz und gar nicht gefiel.

»Hier muss es sein«, dachte Robin und teilte dem Fahrer mit, dass er rechts abbiegen und dann geradeaus fahren solle. Nach etwa zweihundert Metern schaute Robin suchend nach vorne.

»Hier muss es irgendwo sein«, dachte er.

Dann fand er das, was er suchte. Er erkannte zwei Männer, die von einer Treppe, vermutlich von einer Pumpstation, herunterkamen und sich anschickten, in einen Mercedes einzusteigen. Er sah ein Gesicht und zuckte augenblicklich zusammen. Obwohl er keine Augen mehr hatte, erkannte er Lavoisier auf Anhieb. Er wies den Fahrer an, so vor den Mercedes zu fahren, dass dieser nicht wegfahren konnte.

Sie beeilten sich, denn nun hörte auch Lavoisier, dass ein Fahrzeug sich schnell näherte. Als er gerade in den Mercedes einsteigen wollte, hielt das Fahrzeug an. Er hörte, wie sich eine schwere Autotüre öffnete und jemand ausstieg und auf ihn zukam.

»Dr. Lavoisier, wenn wir die verfluchten Aldemakros aufhalten wollen, dann steigen Sie bitte mit Ihrem Chauffeur bei mir ein«, hörte er Robins vertraute Stimme sagen.

Kapitel 16: Vor Paris

Autoroute A10, 29. Dezember 2027

»Wohin fahren wir?«, fragte ein sichtlich verwirrter Lavoisier.

»So schnell wie möglich von hier weg«, antwortete Robin.

Nachdem Lavoisier auf der hinteren Sitzbank der schwarzen Limousine rechts von Robin Platz genommen hatte, stieg Charles, der immer noch seine Fahreruniform trug, ein und setzte sich auf den Beifahrersitz. Es war mittlerweile früher Nachmittag geworden, und es schneite stärker.

»Wir fahren zurück nach Paris«, sagte Robin.

»Ich muss unbedingt Alice, also Alice Bonmot anrufen. Darf ich Ihr Smartphone benutzen?«, fragte er den Innenminister.

»Sie wissen es noch nicht. Sämtliche mobile Telefonnetze sind auf der ganzen Welt durch die Aldemakros ausser Betrieb genommen worden. Sie können Alice Bonmot nicht erreichen«, war die Antwort von Robin.

»Da kommt eine Strassensperre«, unterbrach der Fahrer ihr Gespräch.

Lavoisier bedeckte seine Augenhöhlen mit einer Sonnenbrille, die ihm Charles ausgeliehen hatte. Die Limousine hielt an, und der Fahrer öffnete die Fensterscheibe.

»Wer sitzt im Wagen?«, fragte er höflich.

»Der Innenminister Robin persönlich und seine engsten Mitarbeiter«, antwortete der Fahrer in einem professionellen Ton, der keinen Zweifel am Wahrheitsgehalt seiner Aussage aufkommen liess. Robin öffnete nun seinerseits die Fensterscheibe und blickte den Diensthabenden an. Er blickte auf das Namensschild des Colonels und sprach zu ihm.

»Colonel Mathieu, ich bitte Sie, alle Wagen, die vom Schloss weg oder zum Schloss fahren wollen, genau zu kontrollieren. Wir befinden uns in einer sehr heiklen Lage. Darf ich mich auf Sie und ihre Kollegen verlassen?«

Colonel Mathieu schaute kurz zu Robin und erkannte den Innenminister. Nicht, dass er ihm schon persönlich begegnet war, aber sein markantes Gesicht kannte er aus dem Fernsehen und den Zeitungen.

»Herr Innenminister, Sie können sich auf mich und unsere Männer verlassen. Vive la France!«, sagte er salutierend und Robin erwiderte ebenso in patriotischer Manier:

»Vive la France!.«

Sie passierten die folgenden Strassensperren, ohne anhalten zu müssen, denn Colonel Mathieu hatte veranlasst, dass ein Polizeifahrzeug sie bis nach Orléans eskortiere.

»Sie werden bis auf ganz wenige alle umbringen«, sagte Lavoisier.

»Woher wissen Sie das?«, fragte Robin.

»Das tönt vermutlich für Sie alles ein wenig verwirrend. Aber ich konnte die Gedanken von Gabriel lesen und in seine Erinnerungen vordringen. Ich habe gesehen, was die Aldemakros mit einer anderen Spezies gemacht hatten. Sie brauchen Sklaven, aber nur wenige. Alle andern werden sie töten.«

»Und wie viele brauchen sie und wozu?«

»Wozu weiss ich noch nicht. Aber erinnern Sie sich an die Offenbarung des Johannes?

144'000 Gottesknechte aus allen Stämmen Israels bekommen ein Siegel auf die Stirn und Bei ihm sind 144'000 Menschen, die seinen und seines Vaters Namen auf der Stirn tragen. Die 144'000, die jungfräulich sind, singen vor dem Thron Gottes ein neues Lied, das nur sie lernen konnten«, fasste Lavoisier kurz zusammen.

»Was bedeuten die 144'000?«, fragte nun Charles, der sich erlaubte, an der Diskussion teilzunehmen.

»Das heisst, dass jede Provinz noch tausend Menschen haben wird, denn die zwölf Aldemakros teilen ihre Länder in zwölf Provinzen auf. Also, zwölf Länder mal zwölf Provinzen ergeben 144 Provinzen«, erklärte Lavoisier.

»Und wenn jede Provinz tausend Menschen hat, ergibt das die in der Bibel festgeschriebenen 144'000 Menschen«, rechnete Robin zusammen.

»Merde!«, sagte Charles, und Lavoisier nickte.

»Ihre Augen?«, fragte Robin und tönte sehr besorgt.

»Gabriel spürte, dass ich seine Gedanken lesen konnte, und das gefiel ihm überhaupt nicht. Aber am meisten beunruhigt hat ihn, dass er meine Gedanken im Gegensatz zu jenen aller anderen Menschen nicht lesen konnte. Ich gehe davon aus, dass ich ohne Augen keine Gefahr mehr für ihn bin. Deshalb hat er sie mir mit zwei kleinen Blitzen ausgestochen und ausgebrannt. Aber ich bin noch nicht fertig mit ihm.«

Lavoisier tönte niedergeschlagen, aber seiner Stimme konnte man auch Kampfgeist entnehmen.

»Was ist ihr Plan?«, fragte nun Lavoisier seinerseits Robin.

»Die vereinten Streitkräfte planen einen Angriff auf die Oase Siwa in noch nie dagewesenem Ausmass. Wissenschaftler sind in der Lage, eine Art

Gegenmagnetfeld zu erzeugen, das das andere stört und so verhindern soll, dass ihr Schutzschild wirksam ist. Wenn uns das gelingt, werden wir das ganze Gebiet mit Atomwaffen in Einzelteile zerlegen. Nun sind sie es, die von uns atomisiert werden!«, erklärte Robin voller Stolz.

»Vergessen Sie es!«, sagte Lavoisier. »Sie sind uns technisch um Jahrtausende voraus. Ich habe in Gabriels Erinnerungen gesehen, dass sie auf jegliche Form von Magnetfeldstörungen reagieren und die Quelle binnen Sekunden auslöschen. Sie werden Ihre Atomwaffen nie einsetzen können. Wir Menschen haben nur eine Chance, wenn wir uns im Untergrund bewegen, oder wenn wir...«

»Was schlagen Sie vor?«, drängte Robin ihn.

»Sie werden mich für verrückt halten, wenn ich Ihnen das erkläre«, antwortete Lavoisier.

Robert Bruce steuerte den Lieferwagen nordwärts Richtung Paris. Alice war nachdenklich, musste sich über die nächsten Schritte Gedanken machen, während James Woods und John Melling ihren eigenen Gedanken nachgingen.

»Was ist im Schloss geschehen? Der Grossmeister der Bruderschaft des reinen Herzens ist tot. Aber es sind noch mehr Opfer zu beklagen. Ist Lavoisier darunter?«, dachte Alice und musste eine Träne verdrücken. Irgendwie hatte sie das Gefühl, dass Lavoisier am Leben war. Aber warum, wusste sie nicht.

Charles' Freund hatte Militärattaché Albert Delacroix und Helen Moody im Industriequartier von Mer abgeholt und auch sie fuhren auf der A10 Richtung Norden. Da sie sich noch auf der Nordseite der Loire befanden, gab es für sie keine Strassensperren.

Kurz nach der Ausfahrt N254 bei Janville sagte Alice zu Robert Bruce:

«Nimm die Ausfahrt zur Aire de Service de Val Neuvy.»

Er nickte und nach wenigen Kilometern verliessen sie die A10 und fuhren auf die Raststätte.

»Was tun wir hier?«, fragte John Melling.

»Wir treffen hier Militärattaché Delacroix und Helen Moody«, war die kurze, aber überraschende Antwort.

»Ihr habt das vorher abgesprochen?«, fragte Robert Bruce etwas beleidigt.

»Ja, das war unser Plan B.«

Es war mittlerweile später Nachmittag geworden, und der Sonnenstand kündigte das baldige Hereinbrechen der Dämmerung an. Nachdem es zu schneien aufgehört hatte, verbreitete das diffuse Sonnenlicht ein Gefühl von Geborgenheit. Es war kalt. Alice verliess den geheizten Lieferwagen und schlenderte möglichst unauffällig Richtung Restaurant. Sie betrat den warmen Raum, begab sich an die Theke, die so gut wie leer war, und bestellte vier heisse Kaffees zum Mitnehmen und dazu verschiedene kleine Snacks. Die junge Frau, die sie bediente, nickte, hantierte an der grossen Kaffeemaschine herum und legte die Snacks in eine Papiertüte. Ein Duft von frischem Kaffee liess Alice für einen Moment alle Widerwärtigkeiten vergessen. Ein Mann setzte sich neben sie und bestellte zwei Kaffees, ebenfalls zum Mitnehmen. Nachdem sie die Kaffees erhalten hatten, zog sich die junge Frau an der Theke zurück und schaute gelangweilt auf den Fernseher.

»Es gibt keine Nachrichten aus dem Schloss«, sagte Alice zu Delacroix, »denn im Fernsehen gibt es keine entsprechenden Breaking News.«

»Stimmt. Das bedeutet wohl nichts Gutes«, murmelte er.

»Wollen wir?«, fragte Alice.

»Nur zu.«

»Hallo!«, sagte Alice zur jungen Frau, die aufstand und dankbar schien, dass sie nicht noch länger vor lauter Langeweile in den Fernseher starren musste. Seit die Smartphones und alle sozialen Medien nicht mehr funktionierten, wussten Millionen von jungen Menschen nichts mit ihrer Zeit anzufangen.

»Was kann ich für Sie tun«, fragte sie höflich.

»Wir möchten gerne Anatole sprechen«, sagte Alice.

»Und warum sollte er mit Ihnen reden wollen?«, antwortete die junge Frau skeptisch.

»Sagen Sie ihm nur, les Magnifiques seien hier.«

Die junge Frau musste ein Lächeln unterdrücken. Denn so unwerfend und wunderbar fand sie die beiden auch wieder nicht. Aber sie nickte und verschwand. Es dauerte nicht lange, dann kam ein Mann hervor.

»Das muss Anatole sein«, dachte Alice, denn sie wusste nicht, wie er aussah.

»Ah, les Magnifiques«, sagte er und stellte sich als Anatole vor.

»Wie heisst die Glocke?«, fragte er unvermittelt.

Alice hatte nicht mit einer Frage gerechnet.

»Wie meinen Sie das?«, hakte sie nach.

»Wie heisst die Glocke?«, wiederholte er seelenruhig seine Frage.

Militärattaché Albert Delacroix sah Alice an und schüttelte nur den Kopf.

»Ihre Disziplin. Mit Glocken stehe ich grundsätzlich auf Kriegsfuss.«
Alice dachte nach.

»Lavoisier muss ganz bewusst diese Frage gewählt haben. Ich habe ihm doch einmal erzählt, wie ich mich zu Hause in Amiens oftmals in die Kathedrale geschlichen hatte, um dem Glockengeläut des Südturms mit den vier kleinen Glocken zuzuhören«, dachte sie.

»Aber welche der vier ist es, und wie heisst sie?«, überlegte sie krampfhaft.

»Wie heisst nun die Glocke?«, fragte Anatole und wurde ein wenig ungeduldig.

Sie überlegte und fragte sich, ob sie überhaupt jemals gewusst hatte, wie die Glocken hiessen? Sie schaute in den Spiegel hinter der Theke und versuchte nicht an die Glocken, sondern an etwas ganz anderes zu denken. Als sie ihre blonden Haare im Spiegel sah, kam die Erinnerung zurück.

»Angelusglocke«, sagte sie. Dass sie 1609 vom Meister Melchior Guérin gegossen wurde, wusste sie jedoch nicht.

»Er war überzeugt, dass Sie sich daran erinnern«, erklärte Anatole. Er verliess den Raum und kehrte mit einem versiegelten Kuvert zurück.

»Das hat er mir für Sie gegeben«, sagte er, übergab ihr ohne weitere Worte das Kuvert und verabschiedete sich.

»Wir müssen noch bezahlen«, sagte Alice.

»Nicht nötig, es wurde schon im Voraus bezahlt«, antwortete Anatole im Vorbeigehen.

»Gehen wir«, sagte Alice.

Sie nahmen ihre Kaffees und die Papiertüte mit den Snacks mit und verliessen das Restaurant.

»Wieso wussten Sie das?«, fragte ein verblüffter Delacroix beim Hinausgehen.

»Als Kind hatte ich mich einmal in der Kathedrale versteckt, weil ich noch das Geläut hören wollte. Dann wurde ich von einem Sakristan erwischt. Er war sehr nett und bat mich, hinauszugehen. Als er sah, dass ich lange blonde Haare hatte, sagte er nur, blond wie ein Engel. Deshalb gefalle mir wohl auch die Angelusglocke so gut. Ich rannte davon und wusste damals noch nicht, dass Angelus auf Lateinisch Engel bedeutete. Diese Geschichte habe ich einmal Lavoisier erzählt und er hat sie nicht vergessen. Als ich meine blonden Haare im Spiegel sah, kamen die Erinnerungen zurück.«

Als sie den Namen Lavoisier aussprach, verflog ihre gute Stimmung augenblicklich, denn die Ungewissheit über sein Schicksal belastete sie sehr. Alice erklärte Delacroix, wo ihr Lieferwagen stand. Dann ging zum Wagen zurück, öffnete die seitliche Schiebetüre und stieg wieder ein. Sie verteilte die nun lauwarmen Kaffees und die Snacks. Es dauerte nicht lange, dann parkierte Charles' Freund neben ihnen. Delacroix und Helen Moody stiegen aus, verabschiedeten sich, nicht ohne sich herzlich beim Fahrer zu bedanken, und stiegen wie zuvor Alice in den Lieferwagen. Nun waren sie wieder vereint. Es war dank der Standheizung angenehm warm, wenn auch die Luft ein wenig stickig war. Sie begrüßten sich alle herzlich, und gleichzeitig beschlich sie ein ungutes Gefühl, da niemand wusste, was im Schloss passiert war.

»Mach es schon auf!«, drängte nun Helen Moody und meinte das versiegelte Kuvert.

Alice brach das Siegel auf, öffnete den Brief und las vor.

»Wo das Labyrinth im blauen Licht erstrahlt, da werdet ihr mich finden.«